


Friedrich Nicolai

Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker : Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben

Dritter und letzter Band

Vierte verbesserte Auflage, Berlin und Stettin: bey Friedrich Nicolai, 1799

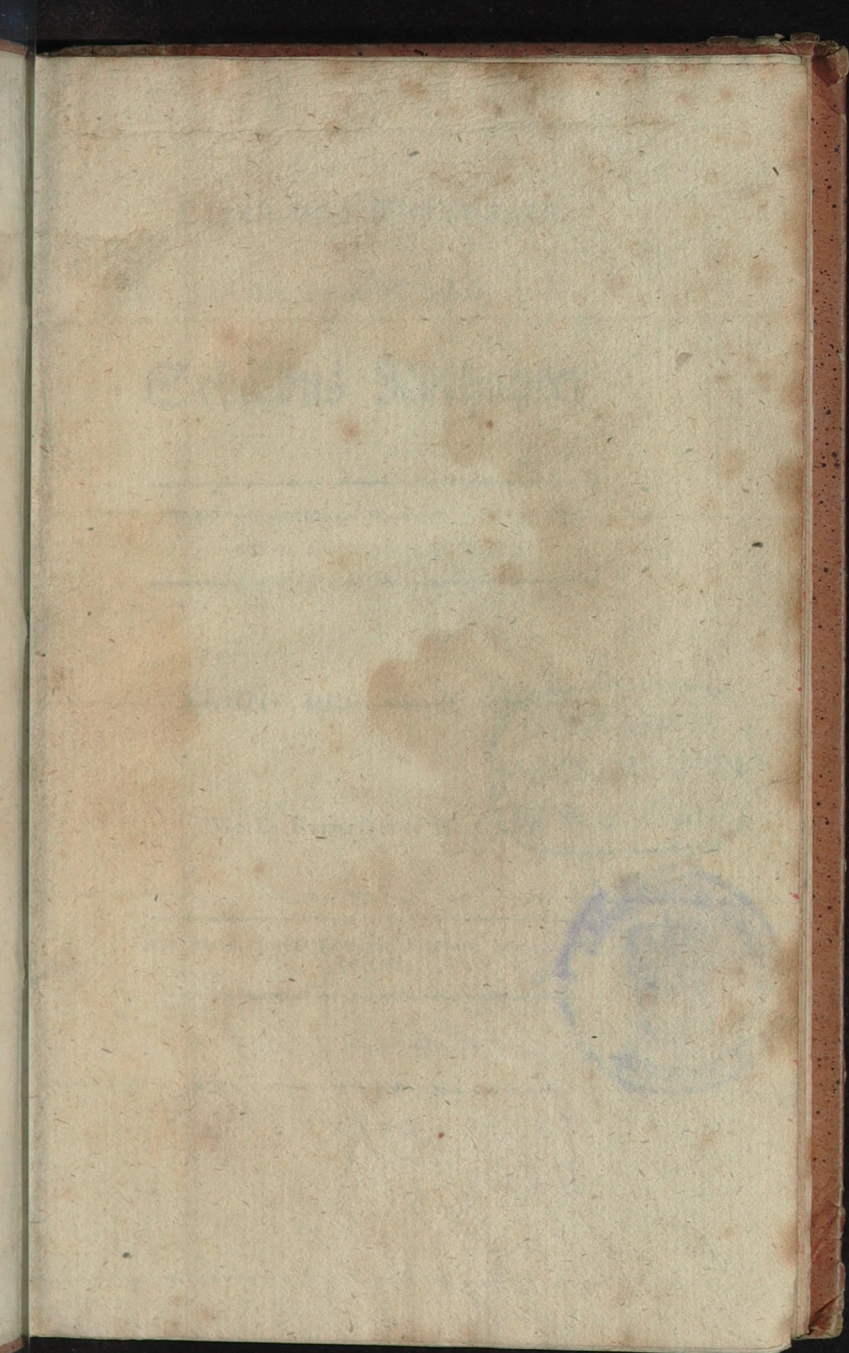
<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207369>

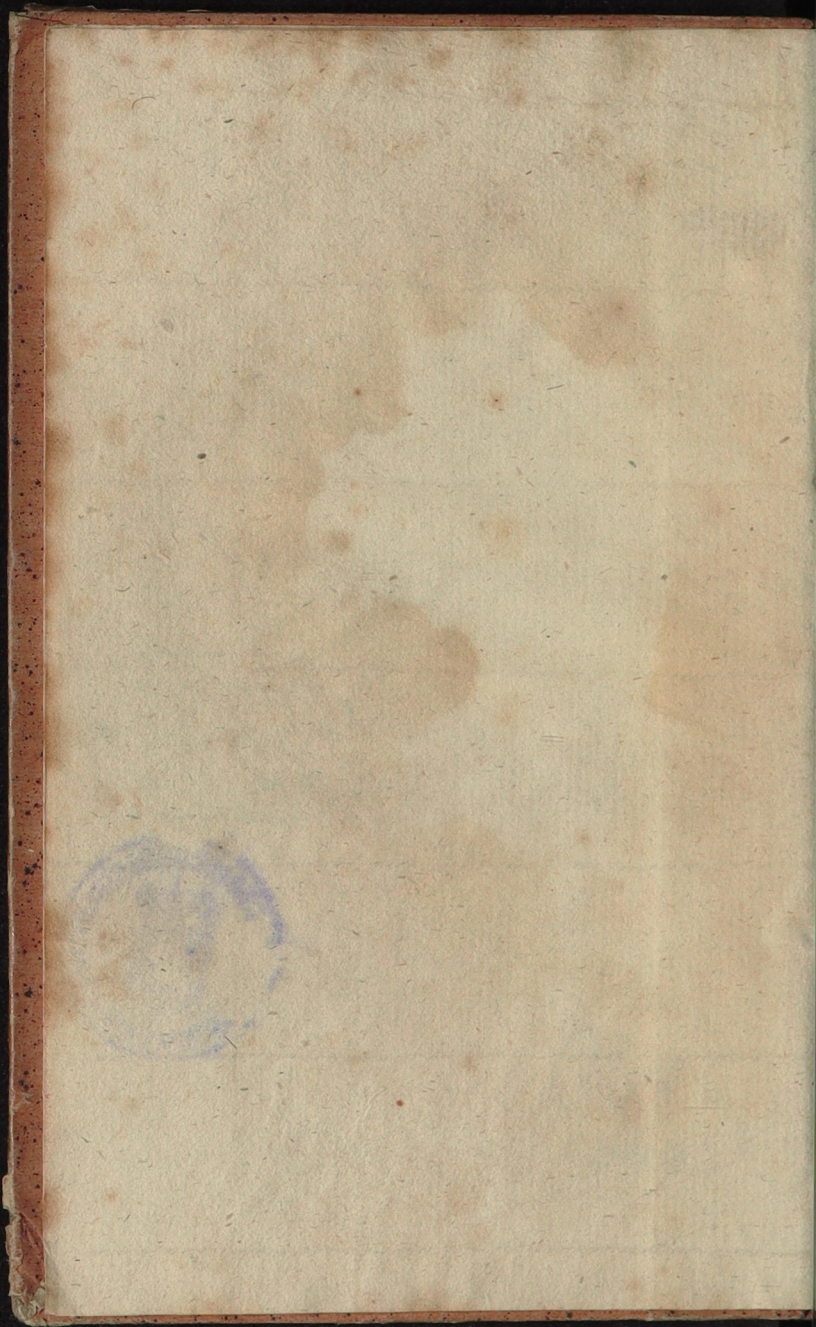
Band (Druck) Freier  Zugang





Obv 5
13405⁴





Leben und Meinungen

des Herrn Magisters

Sebalduß Nothanker.

Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen
nahen Verwandten desselben.

Dritter und letzter Band.

GYMNASIUM
FRIDERICIANUM
IN SCHWERIN

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Königl. Preuss. Kurfürstl. Brandenb. allergnädigster
Gegeneh.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1799.

Leben und Meinungen

des Herrn Schaffner

Erhardus Schaffner

geb. am 17ten Decbr 1771 zu
Hagen, im Kreis des Fürstenthums

Leben und Meinungen
des Herrn Schaffner
Erhardus Schaffner



geb. am 17ten Decbr 1771 zu
Hagen, im Kreis des Fürstenthums

Leben und Meinungen
des Herrn Schaffner

Leben und Meinungen
des
Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.

— ∞ —
D r i t t e r B a n d.

Seb. N. III.

II

Verordnungen

1806

Herrn Stadter

Georgius Meißner

Georgius Meißner

Siebentes Buch.

Erster Abschnitt.

Das Schiff worauf sich Gebaldus befand, segelte eine Zeitlang mit gutem Winde, und näherte sich schon der holländischen Küste. Plötzlich aber stieg in Osten ein Sturm auf, schleuderte das Schiff, Blie und Terel vorbei, und warf es an die Nordholländische Küste, wo es, da der Wind in Nord = West lief, unweit Egmont scheiterte. Der Schiffer und die vornehmsten Personen wollten sich in einem Boote retten, aber es sprangen zu Viele hinein, und das Boot sank, in dem Augenblicke da die darin befindlichen Unglücklichen das auf dem Sande feststehende Schiff von den Wellen zerschmettert sahen.

Jeder arbeitete mit äußerster Anstrengung gegen die ungestümen Wogen, aber die Meisten ermatteten, und gingen zu Grunde. Sebalduß war unter den Wenigen, die von den Wellen ans flache sandige Ufer geworfen wurden. Er kroch mit äußerster Mühe den Strand hinan; denn durch den heftigen Regen und Wind, das verschlückte Seewasser und die ausgestandenen Mühseligkeiten, waren seine Kräfte beynahe ganz erschöpft. Nahe bey ihm, ward der Körper des Schiffers ans Land geworfen. Der halbtodte Sebalduß strengte sich an, um seinem Wohlthäter zu helfen; umsonst, es war kein Zeichen des Lebens an dem Körper hervorzubringen. Dieser neue Kummer überwältigte die geringen Lebenskräfte des kaum noch Athem schöpfenden Sebalduß. Er sank in Ohnmacht, worin er eine geraume Zeit liegen blieb. Als er ein wenig zu sich selbst kam, sah er, in dem schrecklichsten Wetter da sich nur das äußerste Wüthen des Sturms gelegt hatte, einige Strandbewohner beschäftigt, die Überbleibsel der Ladung des zertrümmerten Schiffes eifrigst plündern, ehe sie der Schout in Egmont etwa ertappen könnte; um ihn aber

bekümmerte man sich so wenig, als um die todten Körper. So lag der hülflose Mann den Rest des Tages, verlassen von der ganzen Natur. Trostlos, das Leben, dessen er schon vorher satt war, nicht weiter wünschend, fiel er endlich, aus gänzlicher Ermattung, in ein taubes Hinbrüten zwischen Schlummer und Ohnmacht; sein letztes Bewußtseyn war der Wahn, daß sein Hinsinken des Todes Anfang sey.

Mit Tagesanbruche erwachte er, nur zu empfinden den erwärmenden Strahl der Sonne und die Ruhe des besänftigten Meeres, aber ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Anschein von Hülfe, in der todten Stille der Gegend; die Hoffnung des nahen Todes, sein einziger Gedanken.

So fand ihn nach einigen Stunden ein gutherziger nordholländischer Fischer. Da an ihm noch einige Zeichen des Lebens zu spüren waren, schleppte ihn der Fischer weiter den Strand hinauf, erquickte ihn so gut er konnte, und fand endlich Mittel, ihn bis in seine Hütte zu bringen. Hier verpflegte ihn der mildthätige Nordholländer wie es seine eigene Armuth erlaubte; so daß der Kranke bald wieder an Kräften zunahm.

Beide konnten nur mit vieler Mühe einander verstehen, durch Hülfe des Plattdeutschen, das Gebaldus in Holstein gelernt hatte. Dieser verhehlte seine Verlegenheit nicht, von allem Nothwendigen entblößt, die weite Reise nach Ostindien zu unternehmen, die in dem gegenwärtigen Elende noch seine einzige Hoffnung war. Da der Fischer vernahm daß Gebaldus lutherisch und ein Prediger sey, schlug er ihm vor, ihn zu einem lutherischen Prediger nach Alkmar zu bringen, der ihm zu fernerm Fortkommen behülflich seyn werde.

»Weg!« rief Gebaldus, durch mannichfaltiges Unglück erbittert: »Weg mit den Geistlichen, sie sind an allen meinen Leiden schuld! Wehe mir wenn ich mich wieder an sie wenden sollte!«

»Aber dieser,« sagte der Fischer, »ist ein frommer wohlthätiger Mann.«

»Wohlthätig?« rief Gebaldus voll Unwillen: »Ich kenne sie! Sind sie nicht kalt und hartherzig, so thun sie nur denen Gutes die mit ihnen im gleichen engen Zirkel ihrer Lehmeinungen herumgehen; außer demselben, bestreiten sie, verdammen, lassen Hungers sterben, so sehr sie vermögen.«

»Dieser ist aber doch ein recht guter Mann,« versetzte der Fischer. »Der vorige Prediger hat immer mit der Ehrwürdigen Klasis viel Streit gehabt; dieser aber verträgt sich mit den Reformirten und mit den Mennonisten, so wie mit seinen eignen Glaubensbrüdern.«

»Er ist verträglich?« rief Sebaldus. »Wohl!« so laßt uns zu ihm gehen. — Doch, lieber Mann,« sagte er seufzend, indem sie fortgingen: »wißt Ihr nicht einen gutherzigen Krämer oder Bauern? zu dem würde ich mehr Vertrauen haben.« Der Fischer wußte sonst niemand, und sie gingen nach Alkmar.

Als sie in des Predigers Haus traten und ihn zu sprechen verlangten, rief ihnen die Magd entgegen: »Ihr werdet ihn jetzt nicht sprechen können, denn er ist eben von dem Leichenbegängnisse seines einzigen Sohnes zurückgekommen, und noch ganz in Traurigkeit versunken.« Doch als sie die Fremdlinge anmeldete, wurden sie vorgelassen.

Der Fischer sagte ihm kurz: Er bringe ihm einen auf der See verunglückten lutherischen Prediger aus Deutschland, der nach Ostindien habe gehen wollen, weil er sonst nirgend habe Hilfe finden können.

Der Prediger fragte den Gebaldus lateinisch: »Was ihn bewogen habe, sein Vaterland zu verlassen.«

»Unglück und Mangel,« antwortete Gebaldus, — sich nicht getrauend, gegen den Prediger eine nähere Veranlassung anzugeben. —

»Aber Unglück und Mangel läßt sich besser in der Nähe abhelfen, ohne die Seinigen zu verlassen.«

»Ach! mir ist niemand übrig, der mich vermissen könnte, niemand ist« (die Thränen flossen ihm über die abgehärteten Wangen) »in diesem ganzen Welttheile, dem ich den Meinigen nennen könnte.«

»Du bist also nicht verheürathet, Freund, hast keine Kinder?« — Er sah den Gebaldus starr an und seufzte. —

»Ach! meine Frau ist längst vor Kummer gestorben. Kinder? Ach ja, leider! ich habe Kinder. Eine Tochter, die meiner ganz unwürdig ist; einen Sohn, der in der Welt herumirret, seinen Vater längst vergessen hat, — oder vielleicht auch, —« setzte er verzweifelnd hinzu, — »nicht mehr herumirret, denn seit zwey Jahren habe ich keine Nachricht von ihm.«

»Und du nennest dich unglücklich, Freund!
 »da du Kinder hast? Sieh mich an!« Er be-
 deckte sein Angesicht mit der Rechten. —
 »Mein einziger Sohn ist todt! die Stütze
 »meines Alters ist dahin! — Wollte Gott!
 »er irrte noch in der Welt herum. — Ich
 »wollte auf ihn warten, Jahre lang warten!
 »Hätte er Fehler begangen? welches göttliche
 »Vergnügen, ihn zu bessern, ihm in meinen
 »väterlichen Armen zu vergeben! Du hast Un-
 »recht, Freund! Dein Sohn wird von seinen
 »Wanderungen zurückkehren, deine Tochter
 »wird den Irrweg verlassen, ins väterliche
 »Haus, zur Tugend, zurückkehren wollen; —
 »und das väterliche Haus ist leer! Ihr Vater
 »ist von ihnen geflohen! — Ach, Freund! sie
 »sind unglücklicher, als du!«

»Für mich ist kein Haus mehr da!« — Er
 sah den Prediger mit starrer Verzweiflung an.
 — »Nicht einmal ein Obdach in diesem gan-
 »zen Welttheile!« Sein Haupt senkte sich, und
 er legte seine gefalteten Hände auf die Knie. —
 »Und wer hat es dir genommen?« sagte
 der Prediger mit einem Tone voll holländi-
 scher Kälte, die Gebaldus für Gleichgültigkeit
 nahm.

»Priester haben mich verfolgt« versetzte Gebaldus auffahrend, — »weil ich Wahrheit »bekannte;« — er stand hitzig auf, — »haben mich von Lande zu Lande gejagt, »wollen mich nicht einen Bissen Brod essen »lassen.«

»Und Freund! du bist gewürdigt worden, »um der Wahrheit willen zu leiden, und nennst dich unglücklich? Weist du nicht, welcher Lohn deiner dort wartet? — Wer waren die Feinde die dich verfolgten? Vermuthlich herrschsüchtige Prälaten, blutgierige »Mönche, die Gott einen Dienst zu thun »glauben, wenn sie die Keger vom Erdboden »vertilgen? Unsere reformirte Brüder in »Deutschland denken wohl zu gut, um ihre »protestantischen Brüder zu verfolgen, wie »hier zu Lande noch bisweilen geschieht.«

»Ach! Reformirte? Lutheraner waren es, »der Reformation Erstgeborne, die auch nur »allein die reine Lehre geerbt zu haben »glauben.«

Und nun, weil der gute Mann durch den Anblick der niederdrückenden Last seiner Unglücksfälle seine gewöhnliche Sanftmuth, und mit der Hoffnung eines bessern Zustandes auch

seine Besonnenheit verloren hatte, kam seine ganze Geschichte, und alle seine heterodoxen Meinungen an den Tag.

Der Prediger, voll Erstaunen, saß einige Minuten stille, schlug die Hände zusammen und rief:

»Wie? Keine Genugthuung, keine Erbsünde, keine ewigen Strafen? Freund, du behauptest verderbliche Irrthümer, die mit dem einzigen Wege zur Seligkeit nicht bestehen können!«

Cebaldus hob ungeduldig die Augen empor, und redete den Fischer in gebrochenem holländischen an:

»Kennt Ihr keinen Handwerker oder Tagelöhner, der noch nichts vom einzigen Wege zur Seligkeit gehört hat, der wird vielleicht noch einen Bissen Brot mit mir theilen. Ich sage's Euch ja gleich, daß wir hier nichts ausrichten würden. —«

Damit wandte er sich zornig um, und wollte zur Thüre hinausgehen.

Der Prediger sprang auf, drehte den Cebaldus mit beiden Händen herum, hielt ihn fest, schaute ihm gerade ins Gesicht und rief:

»Mensch! Warum verabscheust du einen

»Menschen, der den Weg zur Seligkeit für
»einzig hält? Warum hassest du ihn, ehe du
»ihn kenneſt?«

Cebaldus, bey dem der schnelle Zorn aller-
mal der Ubergang zur Selbsterkenntniß war,
antwortete mit sehr gemäßigter Stimme:

»Ich hasse niemand; aber, Gott weiß es,
»diese Priester welche ausschließende Seligkeit
»an Lehrformeln binden, haben mich gezwun-
»gen sie zu verabscheuen, weil sie jeden haf-
»sen und verfolgen, der, so wie ich, glaubt,
»daß Leben, und nicht Lehre, hier rechtschaf-
»fen und dort selig mache.«

»Und, wenn du,« erwiederte der Predi-
ger, indem er die Hände sinken ließ, und
seine Rechte auf Cebaldus Schulter legte, —
»glaubst, daß man bey jeder Lehrmeinung
»rechtschaffen seyn kann, warum willst du,
»daß man es nur bey der orthodoxen lutheri-
»schen Lehre nicht seyn könne, welche from-
»me Leute in Form gebracht haben, welche
»die Kirche angenommen und die Obrigkeit
»bestätigt hat?«

»Guter Alter!« versetzte Cebaldus, etwas
stammelnd: »wenn du so viel Ungemach von
»herrschenden Rechtgläubigen erlitten hättest

»als ich, so würdest du die Frage nicht thun.
 »Sie verdammen den der anders denkt als
 »sie, in alle Ewigkeit, und hier auf Erden
 »hassen sie ihn als einen Verdamnten, und
 »vertreiben ihn, so weit sie ihn erreichen
 »können?«

»Und das thun alle? Kennst du sie alle?
 »Freilich, mein Freund! wer herrschen will,
 »wird verfolgen. Auch ich lebe unter einer
 »herrschenden Kirche, die verfolgt, so weit es
 »die Obrigkeit zuläßt. Aber dazu treibt nicht
 »Lehre, sondern Herrschsucht und Rechthabe-
 »ren. Du hast Ungemach erlitten, von hef-
 »tigen und herrschsüchtigen Männern, die or-
 »thodox waren. Freund! Hast du noch keinen
 »Heterodoxen gesehen, der auch herrschsüchtig
 »war? — Dann hättest du weniger Erfah-
 »rung als ich. Ich habe schon oft mit dem
 »ersten Keime der Heterodoxie auch Eigendün-
 »kel und Rechthaberey aufsprossen sehen.«

Cebaldus, beschämt, vermeinte: »Die böse
 »Lehre von der ewigen Verdammniß mache
 »doch die Gemüther so sehr geneigt, den-
 »jenigen den man schon als einen künftigen
 »ewig Verdamnten ansieht, auch schon hier
 »zu verabscheuen.«

»Mein Freund!« rief der Prediger: »die
 »dordrechtischen Rechtgläubigen dieses Landes
 »haben nebst der Ewigkeit der Höllen-
 »strafen noch die unbedingte Präde-
 »stination. Und dennoch ist in Alkmar so
 »mancher brave Calvinist, der mich nicht für
 »prädestinirt hält, aber doch mich herzlich
 »liebt. Ich bin lange in Amsterdam gewesen,
 »wo hundert Sekten sich ihrem Lehrsysteme
 »nach verdammen, und friedlich neben einan-
 »der leben.«

»Ich bin,« fiel ihm Gebaldus hastig ins
 Wort, »in Berlin gewesen, wo auch Reli-
 »gionsverwandten aller Art friedlich mitein-
 »ander umgehen, und ich habe dort nichts
 »vom Verdammen gehört, — ausgenommen
 »etwa Einmal.«

»Ey,« rief der Prediger, »wenn du es
 »auch nur Einmal gehört hast, so wird es
 »doch wohl auch dort mehrmal geschehen.
 »Höre meine Meinung: Nach meinem Lehr-
 »systeme, das ich Jahre lang durchgedacht
 »habe, bist du — ich kann es nicht bergen —
 »in Irrthümern die deiner künftigen Selig-
 »keit hinderlich sind, wenn Gottes Gnade
 »nicht viel weiter geht, als die Einsichten die

»ich aus seinem Worte schöpfen kann. Hier-
 »über getraue ich mir aber nicht zu bestim-
 »men. Sey also Gott und deinem Gewissen
 »überlassen! Und nun? Warum sollte ich dich
 »nicht lieben, wenn du sonst Liebe verdienst?
 »Ich sagte vorher, wenn mein Sohn, dessen
 »Tod ich beweine, bloß verirrt wäre und
 »endlich wieder zu mir käme, würde ich ihm
 »vergeben und ihn zu bessern suchen. So
 »halte ich auch jeden verirrtten Glaubensbru-
 »der, eben so gewiß, als ich wünsche daß
 »jeder Glaubensbruder, wenn ich mich verirre,
 »gegen mich so handele. Auch dich, Freund!
 »sehe ich als meinen Bruder an! Nicht dieser
 »ganze Welttheil hat dich verstoßen; hier ist
 »noch ein Ort, und er ist hoffentlich nicht der
 »einzige, wo Einfalt der Sitten, Eintracht
 »und Gastfreundschaft herrschen. Bleib bey
 »mir, mein Bruder! Mein Haus ist das dei-
 »nige, und meinen Vissen theile ich mit dir,
 »so lange ich selbst noch einen Vissen habe.«

Hiemit schloß er ihn in seine Arme, und
 Gebaldus beschämte wegen seiner Übereifung,
 stumm vor freudigem Erstaunen, konnte nur
 durch Thränen antworten.

Der Prediger hielt redlich, was er ver-

sprochen hatte. Er nahm den Gebaldus in sein Haus auf und versah ihn mit den nothwendigsten Erfordernissen. Sie hatten den freundschaftlichsten Umgang. Freylich konnte es nicht fehlen, daß nicht beide, sehr bald, über Erbsünde, Wiedergeburt und Genugthuung zu disputiren anfangen, aber dies machte in den menschenfreundlichen Gesinnungen des Predigers keine Änderung, selbst alsdann noch nicht, wann Gebaldus Argumente vorbrachte, bey denen der gute Prediger einige Minuten still schweigen, und sich erst auf Gegenargumente besinnen mußte.

Auf diese Art gingen einige Wochen vorbey, bis ein Kaufmann aus Rotterdam, der eine Party Güter auf dem gestrandeten Schiffe gehabt hatte, deshalb nach Egmont kam, und sich bey dieser Gelegenheit einige Tage in Alkmar aufhielt, wo er den lutherischen Prediger, seinen alten Bekannten, besuchte. Er sah daselbst den Gebaldus, und nach näherer Erkundigung, trug er diesem die Erziehung seines zweyten Sohnes unter vortheilhaften Bedingungen an. Gebaldus be-
laubte

laubte sich also bey seinem Wohlthäter, und
 reifete mit dem Kaufmanne nach Rotterdam.

Zweiter Abschnitt.

Der Kaufmann hatte bereits in seinem
 Hause einen Hofmeister, der zu Erziehung
 seiner beiden Söhne gar wohl hätte hinkäng-
 lich seyn können. Allein er hatte eine luther-
 ische Frau, und in den Ehepакten war fest-
 gesetzt, daß das erste Kind reformirt und das
 zweyte lutherisch erzogen werden sollte. Seine
 Frau, eine gutmüthige Matrone, mit der er
 in allen Dingen, auch selbst in Absicht der
 zwischen ihnen verschiedenen Confession, in
 größter Eintracht lebte, würde mit dem Einen
 Hofmeister, ob er gleich reformirt war, sehr
 wohl zufrieden gewesen seyn; wenn nicht Do-
 mine Der Breidelen, ihr lutherischer Gewis-
 sensrath, ihr die Nichterfüllung dieses Theils
 der Ehepакten so oft zu einer Gewissenssache
 gemacht, und über diese Beeinträchtigung der
 reinen Lehre, bey ihren mitlutherischen Vet-
 tern und Mäximen, so oft bittere Klagen ge-
 führt hätte; daß Frau Elſabe endlich anfan-
 gen mußte, ihrem Manne über diese Sache

Geb. N. III.

B

in den Ohren zu liegen. Dieser würde auch zu Befestigung des Hausfriedens, so wie des Kirchenfriedens, schon längst ihrem Verlangen ein Genüge gethan haben. Bloß der Mangel eines dazu fähigen lutherischen Kandidaten war bisher daran hinderlich gewesen.

Es ward also der zweite Sohn des Kaufmanns dem Sebalduß übergeben, zu nicht geringem Mißvergnügen des reformirten Hofmeisters, Meester Puißma, der den Knaben schon als sein Eigenthum betrachtete, und der es als ein Mißtrauen gegen einen so gelehrten Mann auslegte, daß man einem Andern das Kind anvertrauen wollte, dessen Erziehung er schon angefangen hatte. Wahr ist es, er besaß ganz besondere Talente zu Erziehung der Jugend. Er war nicht umsonst fünf Jahre in Gröningen und in Utrecht gewesen, um daselbst alle Worte der berühmtesten Hochlehrer nachzuschreiben und den reichsten Schatz holländischer Schulgelehrsamkeit und holländischer Rechtgläubigkeit einzusammeln. Er hatte alle Spisfindigkeiten der Voetischen und Coccejianischen Theologie durchtroffen, und wußte so genau, in wie mancherley Sinne alle mögliche Theolo-

ganten in den sieben vereinigten Provinzen die Haushaltungen des göttlichen Gnadenbundes geordnet und verstanden hatten, daß er noch eine neue Haushaltung hätte erdenken können. Er konnte auf ein Haar bestimmen, ob Christus im alten Testamente nur ein Bürge und fidejussor für das menschliche Geschlecht gewesen, oder noch etwas anders. Dabey hatte Meester Puistma einen besondern Fleiß auf die gesegnete Lehre von der Prädestination gewendet, und konnte, trotz einem von Miltons philosophischen Teufeln, über Vorherbestimmung und freyen Willen disputiren *). Ja was noch mehr ist! Da nach Miltons Berichte, selbst die Teufel sich aus dem Dispute über diese Materien nicht herausfinden können, schien dieser holländische Theologant einen

B 2

*) Others apart sat on a hill retir'd

In thoughts more elevate, and *reason'd high*
Of providence, foreknowledge, will, and fate,
Fix'd fate, free will, foreknowledge absolute,
And found no end, in wandring mazes lost.

Milton's Paradise lost. B. II. v. 557.

höheren Echarfsinn zu besitzen; denn ihm standen so genau zusammengeketete Schlusfolger zu Gebot, um den partikularsten Partikularismus zu behaupten, daß er sogar sich selbst der Verdammniß würde übergeben haben, wenn ihm hätte bewiesen werden können daß er nicht prädestinirt wäre.

Diese theologantische Weisheit hatte Puißma denn auch unverzüglich bey seinen beiden Zöglingen an den Mann gebracht, und sie bereits ziemlich tief in die Haushaltungen hineingeführt. Zugleich, da er sich erinnerte daß diese Knaben einst Bürger eines Freystaates werden sollten, war er bemüht, ihnen die nützlichsten Stücke der vaterländischen Geschichte zu erklären. Dahin gehörte besonders die Geschichte des Synods zu Dordrecht, mit seinen politischen und theologischen Veranlassungen, und wie wohl man gethan die Remonstranten lieber nicht zu hören, damit man sie desto gemächlicher verdammen konnte, desgleichen die Vorfälle mit der sogenannten Loevesteinschen Partie, nebst der löblichen Hinrichtung des unruhigen Oldenbarneveld u. s. w. Als er aber einst wahrnahm, daß die Knaben, indem er

pathetischer Weise beklagte daß das Schloß Loevestein nicht jetzt noch zum Gefängnisse für die widerspenstigen Unrechtsinnigen gebraucht würde, indeß unter dem Tische mit Reulichen und papiernen Vögeln spielten; so ward er dadurch nicht wenig entrüstet, und erklärte, nach dem Beispiele erfahrner Pädagogen welche unartigen Knaben die Leckerbissen versagen, ihnen das köstliche Fest dieser Erzählungen künftig so lange zu entziehen, bis sie selbst hungrig darnach würden.

Daher bestand, zu der Zeit als Gebaldus ins Haus kam, der Unterricht der beiden Knaben bloß darin, daß sie täglich aus dem Heidelbergischen Katechismus ein Pensum der Abtheilung von des Menschen Elende auswendig lernen und hersagen, dabey täglich ein Kapitel aus Beza lateinischer Übersetzung des Neuen Testaments exponiren mußten, und von einem besondern Lehrmeister in den fünf Specien der Rechenkunst unterrichtet wurden, weil, wie leicht zu erachten, ein so gelehrter Mann wie Meester Puissema, sich mit so gemeinen Dingen nicht abgeben konnte.

Gebaldus verfuhr bey seinem Böglinge

auf eine andere Art. Er lehrte ihn, nebst dem Katechismus, der lateinischen und hochdeutschen Sprache und dem Schönschreiben, noch die Geschichte und die Erdbeschreibung. Dieses gefiel den Eltern, obgleich der gelehrte Pustma über die unnützen Dinge seine Verachtung bezeugte. Als aber Sebalduß sich freiwillig erbot beide Knaben das Rechnen und die Musik zu lehren, fing Meister Pustma darüber Feuer, lief zu dem reformirten Domine Dwanghusen, und klagte daß man den ältesten Knaben lutherisch zu machen suche, indem ihm der lutherische Informator Stunden geben solle. Domine Dwanghusen war mit dieser Neuerung freylich nicht zufrieden; weil indeß der Kaufmann gedeputeerde Ouderling oder Kirchenvorsteher war, so wollte er ihn in etwas schonen, und sprach noch vorjehet den eifrigen Pustma zufrieden.

Noch schlimmer ward es, als Sebalduß anfang seinen Zögling im Griechischen zu unterweisen, und der Kaufmann seinem ältesten Sohne, aus dem er einen gelehrten Mann machen wollte, befahl, diesen Lehrstunden bezuwohnen. Sebalduß ließ darin Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokra-

tes lesen und übersezen, und erklärte auch einige Stellen aus Antonins Betrachtungen. Er nahm hierbey Gelegenheit, den Knaben gute moralische Grundsätze einzuprägen, und sie ihnen durch Erklärung dieser vortreflichen Bücher anschaulich zu machen. Allein hierüber sezte Puißma, in Gegenwart beider Eltern, den neuen Lehrer aufs heftigste zur Rede. Er sagte sonder Ehen: wenn Gebaldus ein rechter Christ wäre, so würde er den Kindern nichts als die gewyde Bladeren *) und andere christliche Bücher vorlegen, ihnen aber nicht solche ungeweihte blinde Heiden, wie Sokrates und Antonin, zu Beyspielen vorstellen, deren Tugend schon der heilige Augustin als blendende Laster verdammt habe. Gebaldus vertheidigte sich; aber was konnte vernünftige Vertheidigung bey einem Manne, wie Puißma, helfen? Dieser schrie, ohne Gründe anzuhören, und lief voll Wuth abermals zu Domine Dwanghuyssen, ihm diese neue Keßerey zu berichten.

Menschliche Tugenden, besonders die Tu-

*) Geweihte Blätter, d. h. die Bibel.

genden der Heiden, standen zu der Zeit in Rotterdam eben nicht im besten Rufe. Zwar hatte Domine Hoffede damals noch nicht die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweise wie unbedachtsam man dieselben selig gepriesen^{*)}. Es ist aber leicht zu erachten, daß die unsinnige Behauptung: die größten Männer des Alterthums wären, ohne Ausnahme, lasterhaft gewesen, nicht auf einmal in eines Menschen Gehirn kommen kann, ohne daß vorbereitende Thorheiten anderer Leute vorhergegangen sind. Wirklich war schon seit geraumer Zeit in Friesland und durch das ganze Südholland die Meinung gänge und gäbe gewesen: das menschliche Geschlecht sey von Natur elend, dumm, und zum Guten unfähig. Wenn jemand auf irgend eine Art das Gegentheil behaupten, besonders wenn er sich etwa auf die guten Handlungen der Heiden berufen wollte; so war es sehr gewöhnlich, von Ar-

^{*)} Dieses Buch ist ins Deutsche übersetzt. Leipzig
1769. 8.

minianischer Anstetzung, Pelagianischem Sauer-
teige, und Socinianischem Gifte zu reden,
auch wohl zu schreiben. Domine Dwang-
hunsen war nicht der Geringste unter den
rechtsinnigen Verdammern der Heiden;
also begreift man leicht, in welche Bewegung
ihn Meister Puistma's Klage gesetzt haben
mag.

Er ging unverzüglich zum Kaufmanne,
und in dessen Gegenwart fuhr er den Sebal-
dus heftig an: wie er der Jugend heidnische
Schriften in die Hände geben könne, um ihr
daraus Beyspiele der heidnischen sündlichen
Tugend zur Nachahmung vorzustellen? Er
entschied, daß weder Xenophon noch So-
crates noch Antonin prädestinirt gewesen,
daß sie wegen ihrer bloß scheinbaren Tugen-
den kein Gegenstand der göttlichen
Barmherzigkeit seyn könnten, und also
in dem höllischen Schwefelpfuhle ewig braten
müßten. Sebaldus unternahm es unbedacht-
samer Weise, jene große Männer wider dies
harte Verdammungsurtheil zu vertheidigen,
machte aber dadurch das Uebel viel ärger:
denn Dwanghunsen ward sehr heftig er-
grimmt, daß man gegen ihn, als einen See-

lenhirten, ohne Scheu solche seelenverderbliche Meinungen behaupten wolle; und schrie, indem er aus dem Zimmer schritt, dem Kaufmanne zu, einen solchen heidnischen Unchristen nicht einen Augenblick unter seinem Dache ferner zu dulden, weil Er sonst für nichts stehen könne, wenn der seinen Hirten liebende Pöbel, sobald er ein solches Anathema *Maran Attha* *) verspüre, Unheil anfangen sollte.

Der Kaufmann, der Frieden haben wollte, und wohl wußte mit welcher Hefigkeit Domine Dwanghuyzen das durchzusetzen pflegte, was er einmal beschlossen hatte, wäre sehr geneigt gewesen von Gebaldus zu scheiden. Aber seine Frau nahm ihren Hofmeister in Schutz, und wollte ihn eher nicht wegschaffen,

*) 1 Cor. XVI. 22. — In dem Streite über die Ereligkeit der Heiden, welcher damals in Holland sehr hitzig geführt ward, drohte der eifrige Domine Hoffede und sein Anhang sehr oft denen welche es möglich hielten daß tugendhafte Heiden selig würden, mit dem Jan Hagel oder Pöbel, der, wie sie sagten, seine Hirten, d. h. Domine Hoffede und Konforten, sehr liebe.

bis auch ihr lutherischer Gewissenrath sein Gutachten darüber gegeben hätte.

Dritter Abschnitt.

Domine Ter Breidelen ward demnach ersucht, am folgenden Tage in dem Hause des Kaufmanns zu erscheinen; und der eifrige Dwanghuyssen, welcher dies sogleich von Meester Puijstma erfuhr, fand sich, ungebeten, dazu ein.

Die Sitzung wurde damit eröffnet, daß sich Ter Breidelen den ganzen Casus vortragen ließ, welches Meester Puijstma mit vieler Nedseligkeit verrichtete. Darauf sagte der Domine viel triftige Dinge von der Unnützlichkeit der heidnischen Weisheit, und sprach förmlich das Urtheil der ewigen Verdammniß über Sokrates und Antonin aus. Gebaldus wollte ihre Tugend und folglich ihre Seligkeit vertheidigen, aber dadurch zog er sich selbst den Ausspruch der Verdammung zu. Domine Dwanghuyssen neigte sich hierauf freundlichst gegen Domine Ter Breidelen, und zeigte in einer wohlgelesenen Rede: So herzlich er sonst auch seine lutherischen Brü-

der Liebe, könne er doch eine so gefährliche Lehre wie Gebaldus hege, auf keine Weise entschuldigen. Ter Breidelen rief: Gebaldus sey kein Lutheraner, sondern ein Synergist und Pelagianer, der die ächte lutherische Lehre von dem geistlichen Verderbniß der menschlichen Natur verschmähe. Dwanghuyzen erwiderte: Fast sollte man denselben der Holland so schädlichen Sekte der Arminianer beygethan halten, weil er zu behaupten schiene, die befehrende Gnade sey *lenis suasio* oder eine sanfte Überredung, welche Lehre in den Kanonen des Dordrechtischen Synods, Kap. IV. 7 verdammet worden. Ter Breidelen rümpfte ein wenig die Nase bey Erwähnung des Dordrechtischen Synods. Gebaldus erschrocken, daß er bey Behauptung der unschuldigsten Wahrheiten verdammt ward, und durch vorhergehende Verfolgung furchtsam gemacht, suchte, so weit es anginge, sich dem angenommenen Lehrbegriffe gemäßer auszudrücken. Dies verursachte einen weitläuftigen polemischen Wortwechsel, in welchem beide Domine sehr hart aneinander geriethen. Denn ob sie gleich völlig einig waren den Gebaldus zu

verdammen, so wurden sie doch, durch seine Vertheidigung, über die Ursache der Verdammung wieder uneins. Ter Breidelen besorgte nehmlich, die Meinung des Gebaldus führe zu der schädlichen Lehre von der Prädestination; Dwanghuyzen hingegen vermeinte, sie führe zu weit von dieser heilsamen Lehre ab. Dies brachte sie in einen langen Disput über den Vorzug der Augspurgischen Konfession und des Dordrechtischen Synods, wobei sie von Gebaldus Meinungen ganz abgeriethen, und nur endlich, da die Mittagsglocke sie ans Weggehen erinnerte, übereinkamen daß Gebaldus nach keinem von beiden lehre. Er ward also abermals unwiderruflich verdammt. Dwanghuyzen ermahnte, als sie zur Thür hinausgingen, seinen Kirchenvorsteher, und Ter Breidelen sein Kirchkind, einen so heillosen Menschen, der mit keinem einzigen Symbolum übereinstimmte, sogleich von sich zu lassen; und Dwanghuyzen besonders erwähnte nochmals, beyläufig, des hirtensliebenden Jan Hageis.

Gutmüthige Laien, welche aufmerksam zuhören wenn geistliche Herren über die Orthodoxie und Heterodoxie eines Andern streiten,

befinden sich ungefähr in der Lage, als wenn gewöhnliche Menschen bey der Konsultation gelehrter Ärzte über den ungewissen Zustand eines Kranken zugegen sind. Nicht allein trauen sie dem Patienten bald alle die fremden Krankheiten zu, deren griechische Namen ihm von beiden Seiten zugeworfen werden; sondern es fängt sie wohl selbst an, ein Schwindel, Kopfschmerz oder Gliederreißen anzuwandeln, wenn man die ganze Pathologie so vor ihnen die Musterung passiren läßt.

So ging es dem Kaufmanne und seiner Frau, die voll Betäubung den ganzen Streit angehört hatten. Sie blickten bald ganz furchtsam den Gebaldus darüber an, daß er wider alles Vermuthen so gräßliche Lehren behauptete; bald wollten sie ihn entschuldigen mit dem vielen Guten das sie sonst an ihm bemerkt hatten; bald fingen sie an, für sich selbst zu fürchten, ob sie wohl in ihrem Christenthume so lau geworden um die Irrlehren nicht zu fühlen; bald gereute es sie, daß die wohlangefangene Erziehung ihrer Kinder wieder liegen bleiben sollte.

So herrschte bey'm Mittagmahle ein todes Stillschweigen, und einer sah den an-

dern ängstlich an, bis Meester Puistma, der nach so wohl vollbrachter Verrichtung, sich Essen und Trinken sehr gut hatte schmecken lassen, noch zeitiger als sonst zu seinem gewöhnlichen Mittagsschlafchen vom Tische wegschlich.

Als er fort war, sagte Frau Elise zu Gebaldus mit niedergeschlagenen Augen: »Aber lieber Meister, warum habt Ihr auch meinen Kindern heidnische Bücher vorgelegt?«

»Weil Eure Kinder Griechisch lernen sollten, und diese Bücher gut Griechisch geschrieben sind.«

»Aber warum habt Ihr ihnen so böse gottlose Leute zur Nachahmung vorgestellt?«

»Urtheilt selbst, versetzte Gebaldus, ob sie böse und gottlos gewesen?« Hier erzählte er ausführlich die Geschichte des Sokrates, und schilderte den Charakter des Antonin. Er fragte, ob es nicht vielmehr gottlos sey einen Fürsten zu verdammen, der, nach seiner eignen Nachricht, von seinem Großvater gelernt: Leutselig zu seyn und sich nicht zu erzürnen; von seinem Vater: Bescheiden und männlich zu

werden; von seiner Mutter: Gottesfurcht und Freigebigkeit, und nicht nur nichts Böses zu thun, sondern es auch nicht einmal zu denken ¹⁾, u. s. w.

Der Kaufmann und seine Frau hörten aufmerksam zu. Frau Elise gestand, wenn dieser Heide so gesinnnet gewesen, könne es wohl nicht verdammlich seyn ihn zum Beispiele darzustellen. Ja sie möchte sich selbst nicht unterstehen, einen so guten Heiden zu verdammen.

Hiermit stimmte der Kaufmann überein. »Aber dies ist nicht meine Sorge,« sagte er zum Gebaldus; »denn die Domine wissen mit dem Verdammen geschwinder umzuspringen als unser einer. Das Schlimmste ist, daß ich Euch wider Willen der Domine nicht im Hause behalten kann, weil sie allen Leuten sagen werden daß Ihr keine rechte gewisse Religion habt.«

»Eine rechte gewisse Religion? Mein Herr! die habe ich, Gott Lob! denn ich weiß,

¹⁾ Man s. Antonins Betrachtungen über sich selbst, 1stes Buch im Anfange.

»weiß, an wen ich glaube. Aber daß
 »mein Glauben, mit dem was verschiedene
 »andere Leute glauben, oder was sie andern
 »Leuten als Formulare zu glauben vorschrei-
 »ben, zuweilen nicht übereinstimmt, ist nicht
 »meine Schuld. Der Glauben ist eine Ge-
 »wissenssache, welche nicht kann geboten wer-
 »den. Ich lasse gern einen jeden glauben
 »wovon er überzeugt zu seyn meint; war-
 »um wollt Ihr mir dieses nicht auch frey
 »lassen?«

»Ich wohl,« versetzte der Kaufmann,
 »aber die Domine schwerlich. Die lassen sich
 »nicht gern widersprechen. Wenn Ihr ein-
 »mal nicht für recht sinnig gehalten wer-
 »det, werden sie beständig gegen Euch was
 »einzuwenden haben; und auch gegen mich,
 »wenn ich Euch in meinem Hause behalte.«

»Und wenn Ihr nicht recht lutherisch
 »seyd,« rief Frau Elsabe, »wird's immer hei-
 »ßen, unsern Ehepakten sey kein Genüge ge-
 »schehen, denen zufolge doch mein zweyter
 »Sohn recht lutherisch erzogen werden muß.«

»Lutherisch!« rief Cebaldus aus. »Sind
 »es denn etwa lutherische Glaubensartikel
 »worüber gestritten worden? Ja, wäre auch

Ceb. II. III.

C

»nur überhaupt der geringste Streit entstan-
 »den, wenn Euer Meester Puissima nicht ei-
 »nen so unvernünftigen Lärmen gemacht hät-
 »te? Ich sondere mich ja von der lutherischen
 »Kirche nicht ab. Und wenn ich es auch
 »thäte! sind denn die Menschen jeder Konfesi-
 »sion durchaus auch in eine eben so einge-
 »schränkte bürgerliche Gesellschaft eingeschlos-
 »sen? Muß der welcher sich von dieser oder
 »jener Lehrmeinung nicht überzeugen kann,
 »deshalb auch aller bürgerlichen Gemeinschaft
 »entsagen? Darf man, ohne den genauesten
 »Glauben an theologische Formulare, nicht
 »die alten Sprachen oder die Geographie
 »lehren? Macht ein Verdacht des Pelagianis-
 »mus auch eine Wechselrechnung unrichtig,
 »oder eine Leibrentenberechnung unsicher?
 »Wie weit wird endlich die Einschränkung
 »durch Bekenntnißbücher gehen? Fragt man
 »nicht fast schon, wenn man einen Bälgen-
 »treter, Pedell oder Einheizler braucht, ob er
 »auch rechtsinnig sey! Endlich wird man
 »nicht Luft schöpfen, oder einen Tritts ins
 »Land thun dürfen, wenn man nicht erst die
 »symbolischen Bücher unterschreibt!«
 »Nein!« versetzte der Kaufmann, »da

»geht Ihr zu weit, mein lieber Meister! Unsere hochmögenden und edelmögenden Herren dulden in den sieben vereinigten Provinzen jedermann, was Glaubens er auch sey. Nur freylich unsere ehrwürdigen Herren examiniren diejenigen genauer, die sich in den Häusern der Rechtsinnigen aufhalten. Wenn Ihr nicht in meinem Hause wäret, könntet Ihr glauben was Ihr wolltet. — Aber, da Euch nun die Domine anklagen, kann ich Euch freylich nicht bey mir behalten, denn mit dem hirtensliebenden Jan Hagel mag ich nichts zu thun haben.«

»Wahr ist's,« sagte Frau Elsabe, mit einem Seufzer: »Domine Ter Breidelen würde es mir bey allen Hausbesuchen vorhalten.«

»Ja!« fuhr der Kaufmann fort, »und Domine Dwanghousen würde es mir in den kerkelyken Zamenkomsten beständig zu hören geben, daß ich einen Arminianer herbergte.«

»Großer Gott!« rief Sebaldus, die Hände gen Himmel hebend: — »Gütigstes Wesen, voll allgemeiner Liebe, voll allmächtigen Wohlthuns! Wie ist's möglich, daß die wels-

»the dich Deine Diener nennen, beynahе selbst
 »die Sonne die Du über Gerechte und Unge-
 »rechte scheinen lässest, denen entziehen wol-
 »len, die Dir auch dienen, nur nicht nach
 »fremder Vorschrift, sondern nach eigenem
 »Gewissen! daß sie sie aus der Welt stoßen
 »möchten, wenns anginge! —« Er legte seine
 Stirn in seine linke Hand.

Frau Elsabe sagte, indem sie die Augen
 trocknete: »Nicht aus der Welt, lieber Mei-
 »ster! Es wird sich für Euch ein anderer Auf-
 »enthalt finden.«

»Und ich will,« setzte der Kaufmann hin-
 zu, »Euch dazu alle mögliche Anleitung ge-
 »ben. Wollt Ihr nach Alkmar zurück, oder
 »sonst nach einer andern Stadt? —«

Cebaldus, ohne ihn zu hören, fuhr in
 seinem Selbstgespräche fort: »Was sollte Dei-
 »ne vernünftige Geschöpfe zu Verträglichkeit
 »und Liebe mehr vereinigen, als Dein Dienst;
 »und was trennt sie mehr zu bitterm Hange
 »und Feindschaft! —«

Der Kaufmann nahm ihn bey der Hand,
 und sagte: »Beruhigt Euch. Hört mich! Wollt
 »Ihr zurück nach Alkmar zu dem guten Pfar-
 »rer, oder wollt Ihr wieder nach Deutschland,

»oder denkt Ihr noch nach Ostindien zu fah-
 »ren? Es sey wo es sey! Ich will Euch Rath,
 »Empfehlung, Unterstützung geben.«

Cebaldus sah ihn an, schlug die Augen
 wieder nieder, und sagte staunend: »Nach
 »Atkmar? — Ja da war ein guter lieber
 »Mann, — so gut — wie Ihr, mein Herr!
 »— — Aber wer steht mir dafür, daß irgend
 »ein Eiferer nicht auch Ihn, so wie Euch nö-
 »thiget, mir einen Platz unter seinem Dache
 »zu versagen? — Nach Deutschland? Soll ich
 »da schmerzliche Erinnerungen an das was mir
 »lieb war, holen, und vielleicht noch eine
 »neue Art von Verfolgern kennen lernen? —
 »Nein! lieber nach Ostindien, so weit und so
 »gefährlich der Weg auch ist. Vielleicht ist
 »man dort noch vertragsam. Wo das Schul-
 »gezänk noch nicht Menschen gegeneinander
 »aufgehetzt hat, wird wohl die Liebe nicht an
 »Konfessionen gebunden seyn. Vielleicht fände
 »sich da eine Gesellschaft, die, streitige Lehr-
 »meinungen bey Seite setzend, nur gemein-
 »sam erkannte Wahrheiten nutzen wollte, die,
 »ohne nach Lehrformeln zu fragen, sich ver-
 »sammelte um sich gemeinschaftlich zum Lobe
 »Gottes zu ermuntern, sich gemeinschaftlich

»an gemeinnützige Pflichten zu erinnern. Wel-
 »ches Glück für mich, eine solche Gesellschaft
 »anzutreffen! Welches Vergnügen, sie zu er-
 »richten! Oder ist's nur ein schöner Traum?
 »Mags doch! Dort ist wenigstens möglich,
 »was in Europa durch Konfessionen und En-
 »noden unmöglich gemacht wird.«

»Unmöglich? Doch wohl nicht ganz;«
 versetzte der Kaufmann. »Wenn Ihr, lieber
 »Freund, sonst keine Ursachen habt nach Ost-
 »indien zu gehen, als eine solche Gesellschaft
 »zu suchen, so könnt Ihr sie viel näher, bey
 »uns, finden. —«

»Wie? Wo?« fiel ihm Gebaldus hastig
 ins Wort.

»In den vereinigten Provinzen, und selbst
 »auch hier in Rotterdam. Sie heißen Kol-
 »legianten, oder Reinsburger, von ei-
 »nem Dorfe bey Leiden, wo sie jährlich zwey-
 »mal zusammen kommen um das Abendmahl
 »zu halten. Man findet sie besonders in Am-
 »sterdam, wo sie auch ein Waisenhaus haben.
 »Dasselbst bin ich bey ihren gottesdienstlichen
 »Versammlungen, auf der Kaisersgracht
 »im Oranienapfel, oft mit inniger Er-
 »bauung gegenwärtig gewesen.«

Der Kaufmann erzählte nun dem Gebaldus auf Verlangen kürzlich die Geschichte und die Verfassung dieser bisher, in ihrer Art, einzigen Gesellschaft.

Sie entstand um 1619 *), als wegen politischer Ursachen denen die Religion zum Vorwande dienen mußte, die Remonstranten so sehr verfolgt wurden, daß man ihnen auch nicht verstaten wollte Gottesdienst zu halten. Damals stifteten vier Brüder, Männer von unsträflichem Wandel, um der Härte der Gesetze zu entgehen, anstatt der verbotenen Kirchen, Kollegien oder Zusammenkünfte, wovon die Gesellschaft den Namen behalten hat. In der Folge gesellten sich zu ihnen viele von den friedtsamen Taufgesinnten, doch nicht sie allein: denn die Kollegianten lassen zu ihren brüderlichen Versammlungen

*) Wer von dieser vortreflichen Gesellschaft umständlichere Nachrichten verlaugt, kann sie finden in G. F. Nues Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der Mennoniten oder Taufgesinnten, wie auch der Kollegianten oder Reinaburger. Jena 1743. 8. S. 241. u. f. u. 241 ff.

alle Christen, ohne auf besondere Lehrmeinungen oder Konfessionen zu sehen; weil sie sagen: daß man in die Stadt Gottes durch verschiedene Thore eingehen könne *). Jeden unbescholtenen Mann, und der keine Meinungen vorträgt die ausdrücklich der Bibel zuwider sind, lassen sie nicht allein zum gemeinschaftlichen Genusse des Abendmahls, sondern verstatten ihm auch öffentlich über gemeinnützige Wahrheiten zu reden, wozu sie keine besonders bestellte Lehrer haben. Denn jeder, der Kraft in sich fühlt nützliche Lehren zu geben, trägt sie, ohne Lehrtou, wie ein Freund an Freunde vor, und pflegt am Ende seiner Rede die Versammlung bescheiden zu fragen: Ob jemand wider diesen Vortrag etwas einzuwenden habe, oder zur fernern Aufklärung der Wahrheit noch etwas beitragen wolle? Und hierauf fährt fort, wer will, mit gleicher Bescheidenheit seine Gedanken zu eröffnen.

Gebaldus war entzückt über diese Nachricht, und wünschte nichts, als bald ein Glied

*) Man s. Rues S. 277.

einer Versammlung zu seyn, die mit seinen Wünschen so vollkommen übereinstimmte. Da er in Rotterdam weder bleiben wollte noch konnte, so bekam er von dem Kaufmanne, nachdem er für seine Hofmeisterschaft anständig belohnet worden, Empfehlungsschreiben an einen ihm wohlbekannten Kollegianten in Amsterdam. Cebaldus suchte sogleich seine Sachen zusammen, die ein mäßiges Päckchen ausmachten, fuhr nach Gouda, setzte sich daselbst in die Nachtschuit, und ließ sich unter den frohesten Erwartungen fortziehen.

Vierter Abschnitt

Er langte des Morgens früh um fünf Uhr vor Amsterdam, an dem Utrechter Thore, an. Gleich bey dem Aussteigen aus der Schuit, kam ihm ein Deutscher entgegen, der ihn sehr dienstfertig: Herr Landsmann! anredete, und sich erbot, ihn in eine gute Herberge zu bringen.

Cebaldus versetzte: »Wenn sie nur nicht zu kostbar ist, denn meine Baarschaft ist gering. Ich bin ein armer abgesetzter Prediger.«

»Sie sollen sehr billig behandelt, und
 »doch gut bedienet werden,« rief der Herr
 Landsmann, und griff nach Gebaldus Reise-
 sack, den er dienstwillig auf die Schulter
 nahm.

So traten sie bey Eröffnung des Thores
 in die Stadt. Gebaldus konnte nicht umhin
 seine Freude zu bezeugen, daß er einen Deut-
 schen gefunden, der ihn in dieser großen Stadt
 zurechte weise, zumal da er der Sprache noch
 nicht gänzlich kundig sey.

»Ach ja, ehrwürdiger Herr,« sagte sein
 Begleiter, »es ist mir Ihr Weg selbst lieb,
 »daß ich mich von ungefähr am Thore be-
 »funden. Sie können gar nicht glauben, ehr-
 »würdiger Herr, wie gefährlich es in dieser
 »Stadt ist. Insonderheit giebt es böse Leute
 »die man Seelenverkäufer nennet, wel-
 »che die unerfahrenen Fremden, besonders Deut-
 »sche, mit List in ihre Häuser locken, um sie
 »nach Ostindien in ein unbeschreibliches Elend
 »zu verkaufen.«

Gebaldus erstaunte, daß es so boshafte
 Menschen geben könne. Indem schrie sie ein
 gemeines Weib auf holländisch heftig an:
 »Sieh den verdammten Seelhund, da hat er
 »wieder eine Seele!«

»Kommen Sie geschwind,« raunte ihm sein Begleiter ins Ohr, »dies ist eine Kretz-
tur der Seelenverkäufer, welche mit uns
»Bank anfangen will, damit Sie im Tumulte
»den Bösewichtern in die Hände fallen sol-
»len.«

Sie verdoppelten also ihre Schritte, um diesem Unglücke zu entgehen, und kamen endlich an das Haus wo die Herberge seyn sollte. Sie gingen eilig hinein. Die Thür ward hinter ihnen zugeschlossen. Wie erschrak aber Sebal- dus, als ihn sein Begleiter in eine Art von Unterkammer stieß, wo ungefähr drei- ßig elende Menschen auf Stroh lagen. Er brach in die heftigsten Vorwürfe gegen sei- nen Begleiter aus, die dieser, nachdem er ihm einigemal in trostigem Tone stillzuschwei- gen geboten hatte, durch derbe Schläge mit einem dicken Seile beantwortete, wovon Se- baldus ganz betäubt auf das Strohlager nie- derfiel.

Als er sich ein wenig erholte, sah er um sich eine Anzahl elender Schatten-ähnlicher Menschen, durch Hunger, Blöße, Schläge, Krankheit und Kummer ganz ausgemergelt, von ihrem Strohlager aufkriechen. Neben

ihm lag ein Mensch, günstigen Ansehens, aber vom Fieber ganz abgezehrt, der ihm auf seine laute Klagen, mit mattaufgehobener Hand und schwacher Stimme, hochdeutsch zusprach: »Seh geduldig, Freund! denn es wartet dein noch mehr Elend; das meinige ist hoffentlich bald zu Ende.«

Cebaldus fiel wieder in schwermüthiges Staunen, aus welchem er ungefähr nach einer Stunde erweckt wurde, da man ihn holte, um vor den Seelenverkäufer zu erscheinen, der nicht längst aufgestanden war.

Er fand diesen Mann in einem sauber aufgeputzten Seitenzimmer, mit Hupsums und Mignons Meisterstücken ausgeziert, das von dem Elende womit im Keller Menschen gequält wurden, so wenig Spur zeigte, als das wohlbeleibte Ansehen des hartherzigen Besitzers. Dieser nahm mit zufriedner Geberde sein Frühstück zu sich, und vor ihm lagen Erbauungsbücher, aus denen er eben seine Morgenandacht hergelesen hatte. Denn Bücher dieser Art sind dem Schurken und dem schwachen ehrlichen Manne gleich behaglich. Der Letztere zieht Trost im Unglücke und Befestigung frommer Entschliefungen aus ih-

nen; jener aber, der den Mangel innerer Rechtschaffenheit durch äußere Religion ersetzen will, und tägliche Gottlosigkeit unstrafbar gemacht zu haben glaubt wenn er sie Morgens und Abends in vorgeschriebenen Gebeten bereuet, sucht die Unruhe seines Gewissens in der Ruhe einer selbstgefälligen Andacht zu erstickten.

Auch dieser Bube, der mit kalter Gefühllosigkeit jeden Menschen im Elende konnte schmachten sehen, ließ es dabei an keiner äußerlichen Religionsübung mangeln. Er war in der gangbaren Landestheologie sehr bewandert, und fand sogar durch dieselbe eine Hintertür alles Böse was ihn zu thun gestattete, mit seiner phlegmatischen Gewissensruhe zu vereinigen; denn er hatte sich überzeugt, alles sey absolut nothwendig, er sey daher prädestinirt die Noffen *) zu schinden, und die Noffen seyen prädestinirt sich von ihm schinden zu lassen. Deshalb konnte er mit eben der Gleichmüthigkeit einen Noffen in seinen Keller stoßen sehen, womit der Koch

*) So pflegt der niederländische Pöbel die Deutschen, besonders die Niedersachsen und Westphälinger, zu nennen.

einen lebendigen Krebs in den siedenden Kessel wirft.

Er fragte den Gebaldus, dessen geistlichen Stand er von seinem Unterhändler erfahren hatte, zuvörderst nach der Geschichte seiner Absetzung, und nach seinen folgenden Begebenheiten; und da er dadurch dessen heterodoxe Meinungen erfuhr, ließ er sich mit ihm in einen theologischen Disput ein, dessen Ende war, zu behaupten, daß die dem Gebaldus aufgestoßnen widrigen Begegnisse eine Folge der göttlichen Strafgerechtigkeit wären, deren unwürdiges Werkzeug Er jetzt auch seyn solle. Er führte ihm dabey zu Gemüthe, daß er Gott versuchen würde, wenn er lieber zu den stinkenden Ketzern, den Kollegianten, gehen wollte, als nach Batavia, der orthodoxen Stadt, wohin sich noch nie eine Ketzerey habe wagen dürfen. Er legte also dem Gebaldus einen schon aufgesetzten Kontrakt zur Unterschrift vor. Allein, dieser weigerte sich, weil ihm die Art wie er zu dieser Reise gezwungen werden sollte, eine schreckliche Aussicht gab; und verlangte endlich, nach verschiedenem Hin- und Wiederreden, wenigstens Bedenkzeit, welche ihm auch bis auf den morgenden

Tag, aber länger nicht, verstattet ward: worauf ihn der Seelenverkäufer entließ, und sich wieder ruhig zu seinem Erbauungsbuche kehrte.

Als Gebaldus in den Keller zurück kam, sah er das Stroh aufgeräumt, und seine Unglücksgefährten, theils in stummem Kummer, theils in fühlloser Sorglosigkeit, theils in todbender Verzweiflung. Nur sein vorheriger Nachbar lag noch, in großer Schwachheit. Da Gebaldus geistlicher Stand schon bekannt war, so verlangte der Kranke seinen Zuspruch, den ihm dieser, so trostlos er auch selbst war, von ganzem Herzen gewährte. Der Kranke wurde dadurch in etwas erquickt, und konnte nun die Erzählung und die Klagen des Gebaldus anhören, dem noch alles was ihm diesen Morgen begegnet war, als ein Traum vorkam, und der besonders sich noch nicht zu überreden mußte, daß Menschen so tief sinken könnten ihre Nebenmenschen vorsehlich ins Elend zu stürzen.

»Was bewegt diese Leute zu solcher Ungerechtigkeit?« rief er zuletzt aus. »Warum sind wir hier wie Übelthäter eingeschlossen? Was will man mit uns anfangen? Darf

»man in diesem Lande der Freiheit den fried-
 »samen Wanderer unverschuldet ins Gefäng-
 »niß schleppen? Ist bey der Obrigkeit kein
 »Schuß wider so scheußliche Unterdrückung zu
 »finden?«

»Er würde gewiß zu finden seyn,« sagte
 der Kranke mit schwacher Stimme: »wenn
 »ihr unsere Noth nur bekannt werden könnten.
 »Aber während der sechs Wochen die ich in
 »diesem abscheulichen Loche zugebracht habe,
 »merkte ich genugsam, welche sichere Maas-
 »regeln unsere Peiniger nehmen, um dies un-
 »möglich zu machen. Von außen hat diese
 »Einrichtung das Ansehen, als ob der Zweck
 »sey, ganz armen Leuten die von allen Hülf-
 »mitteln entblößet sind, und freywillig
 »nach Ostindien gehen wollen, bis zur Ab-
 »fahrt Nahrung und Equippirung zu reichen,
 »und sich durch das Handgeld welches die
 »Ostindische Kompanie giebt, und durch eine
 »Verpfändung des künftigen Goldes, wieder
 »bezahlt zu machen. Es kann seyn, daß die
 »Absicht im Anfange ganz gut gewesen, aber
 »jetzt wird sie, durch die List hartherziger Bö-
 »sewichter, fast immer zu schändlichem Miß-
 »brauche. Wenige gehen freywillig, viele
 »werden

»werden durch Ränke ins Garn gelockt, durch
 »Peinigungen zur Unterschrift gezwungen, in
 »Gefängnisse gesperrt, mit der elendesten Kost
 »kaum beym Leben erhalten, und zuletzt oft,
 »von übler Begegnung und Kummer abge-
 »mergelt, anstatt aller Erfordernisse zu einer
 »Exercise von einigen tausend Meilen, kaum
 »mit ein Paar groben Hemden versehen. Und
 »für diese elende Verpflegung werden so große
 »Kosten angesetzt, daß das unglückliche Schlacht-
 »opfer in Ostindien wohl sechs oder sieben Jahre
 »nicht für sich, sondern für den Seelhund,
 »arbeiten muß. O! könnte doch die christliche
 »Obrigkeit dieses Landes solche unmenschliche
 »Begegnung allezeit wissen, sie würde gewiß
 »die Gerechtigkeit die sie sonst immer ausübt,
 »auch hier ausüben. Sie hat wirklich schon
 »in den wenigen Fällen, die zu ihrer Kenn-
 »niß gekommen sind, exemplarisch gestraft.
 »Könnte die edle Ostindische Kompanie doch
 »nur erfahren, wie unerhört man oft ihren
 »Namen mißbraucht; sie würde zu ihrem
 »Ruhme und zu ihrem Nutzen, den Bösewicht-
 »tern dies schändliche Handwerk dadurch le-
 »gen, daß sie selbst auf dem ostindischen
 »Hause diejenigen, die sich ihrem Dienste wid-
 Geb. N. III.

D

»men wollen, öffentlich und freywillig anneh-
 »men, und unter der Aufsicht redlicher
 »Leute, unterhalten und ausrüsten ließe. Aber
 »bis einst ein Menschenfreund die Stimme
 »solcher Nothleidenden zu den Ohren derer
 »bringe, die dem Elende bis in die geheimsten
 »Winkel nachspüren und ihm abhelfen kön-
 »nen; — wäre sehr zu wünschen, daß diese
 »schreyenden Ungerechtigkeiten wenigstens in
 »Deutschland nicht unbekannt blieben. Man
 »sollte sie dort in den Grestädten, auf allen
 »Straßen, in allen Wirthshäusern, bey allen
 »Zünften bekannt machen, man sollte auf den
 »Kanzeln davor warnen. Denn die Bösewäch-
 »ter schicken ihre Unterhändler nicht nur bis
 »an die Stadthore Amsterdams, nicht nur
 »bis an die Gränze, sie schicken sie nach Ham-
 »burg, Bremen und Stade. Sie gebrau-
 »chen unzählige Mänke, um den unvorsichti-
 »gen Seemann, den einfältigen Handwerker,
 »den treuherzigen Bauer in ihre Schlingen
 »zu ziehen. Ich selbst bin von ihnen aus
 »Bremen durch die süßesten Vorpiegelungen
 »weggelockt, und in diesen elenden Zustand
 »gebracht worden; ich habe aber zur Vorsicht
 »das Vertrauen, daß er sich nun bald endi-
 »gen wird.«

Hier schwieg der Kranke, aus Entkräftung, und Sebalduß war wieder seinen traurigen Gedanken überlassen. Er blieb darin den ganzen übrigen Tag, die Zeit ausgenommen da eine sparsame Mahlzeit verzehrt wurde, die zugleich so beschaffen war, daß kaum der härteste Hunger den Widerwillen dagegen bezwingen konnte. Abends mußte er sich, unter den Übrigen, auf das elende Strohlager hinstrecken.

Den andern Morgen ward er wieder vor den Seelenverkäufer gebracht. Dieser suchte ihn nun durch freundliches Zureden und durch starkes Getränk zur Unterschrift zu verleiten. Da Sebalduß sich aber standhaft weigerte, und aus seiner ungerechten Gefangenschaft entlassen zu werden verlangte, so hieß es endlich: er möchte vierzehn Gulden für Wohnung und Kost des gestrigen Tages zahlen, dann könne er frey weggehen. Sebalduß, froh, griff in die Tasche; aber ein angestellter Bube hatte ihm in der Nacht sein Geld gestohlen. Er ward nunmehr hart angefaßten, und ihm nur noch bis auf den Abend Bedenkzeit gegeben; und als er auch da noch bey seiner Weigerung blieb, ward er auf den

Söllern geführt, an einen Pfosten gebunden, und so lange unbarmherzig gegeißelt, bis die Schmerzen ihn nöthigten endlich die verlangte Einwilligung zu geben.

Er ward in den Keller zurückgebracht, und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, theils wegen Schmerzen, theils wegen der Seufzer seines kranken Nachbarn, welcher mit dem Tode rang, und gegen Morgen starb. Gebaldus fiel in die stumpfe Gefühllosigkeit, durch die der tiefste Jammer erduldet wird, und erwartete sonder Bewegung, in welches unbekannte Land man ihn schleppen würde, und welchem unbekannten Elende er noch entgegen sehen sollte.

Indeß verschaffte der Tod des einen Unglücklichen den übrigen unvermuthet einige Erleichterung; denn der Geiz allein konnte den Seelenverkäufer etwas menschlicher machen. Er glaubte ein Kapital verloren zu haben, indem er den Verstorbenen sechs Wochen vergebens genährt hatte. Bey einigen Übergebliebenen äußerten sich noch dazu Schwachheiten, wodurch die Furcht entstand, es möchte ein ansteckendes Fieber unter ihnen einreißen. Dies bewirkte den Entschluß, sie

sämmtlich, nachdem sie mit Wein und starken Getränken etwas erquickt worden, frische Luft schöpfen zu lassen. Vorher ward jeder, der unterweges nur mucksen würde, mit der schärfsten Strafe bedrohet; und so ließ sie der Seelenverkäufer, unter Begleitung sechs seiner Knechte und Unterhändler, ausgehen: wenn das Schleichen solcher durch Krankheit und Kummer abgekehrten Gestalten noch Gehn benennet werden kann.

Mancher ehrliche Bürgersmann sah ihnen mit Mitleiden nach. Hin und wieder suchte ein Vornehmerer über sie die Achsel, und rief: »s sind ja nur Mofjes!« So zogen sie durch die schattigen Gänge der Plantage endlich zum Muider-Thore hinaus, um auf dem Dyk nach Seeburg reine Luft zu genießen.

Cebaldus Geist, obgleich von tiefem Elende niedergedrückt, erhob sich bey Erblickung der Aussicht, die nirgend ihres gleichen hat: auf dem Y und auf der Südersee, tausend Segel, das ganze Gewühl des arbeitssamen Fleißes; auf der Landseite, grüne Wiesen und Gärten, die ruhige Schönheit der Natur.

Die Gesellschaft warf sich ins Gras, und ruhte eine Stunde lang, erquickt von dem kühlen Wehen der Luft, und dem frischen Geruche des federweichen Lagers. Gebaldus insonderheit, an Geist und Körper erfrischt, brach, in der Fülle seines Herzens, endlich in ein lautes Lob des Allmächtigen aus, der, für seine geplagtesten Creaturen in den einfachsten Genuß seiner Schöpfung Trost und Stärkung legte.

Der Schall des Dankgebets erweckte die Aufmerksamkeit zweyer Geistlichen, die in der Gegend spazieren gingen. Sie hatten vorher die unglückliche Gesellschaft nur mit der allgemeinen Theilnehmung betrachtet, welche die Menschenliebe keinem Elenden versagt. Jetzt traten sie näher, durch Gebaldus Stimme und Geberden gerührt, ob sie gleich seine Worte nicht verstehen konnten. Sie betrachteten ihn aufmerksam; besonders schien der ältere von beiden sehr bewegt, hob endlich die Hände empor, that einen Ausruf, und wollte auf den Gebaldus zugehen. Der andere hielt ihn zurück, und man hörte, daß er sagte: »Laßt es seyn, Ihr würdet es sonst nur noch schlimmer machen.« Sie kehrten

sich darauf um, und sprachen einander ins Ohr. Der andrer sprach: Gebaldus, in frommer Entzückung, hatte diesen Vorfall nicht einmal bemerkt, aber seine Gefährten fingen an, die Köpfe zusammen zu stecken. Dies war genug für die argwöhnischen Wächter, den ganzen Trupp sogleich aufstehen zu lassen, und ihn nach Hause zu führen. Die beiden Geistlichen, nachdem der Zug sich in etwas entfernt hatte, folgten demselben von weitem, bis an des Seelenverkäufers Haus, das sie auf diese Art entdeckten.

Fünftster Abschnitt.

Der Geistliche, welcher den Gebaldus anreden wollte, war niemand anders als der rechtschaffene Prediger aus Alkmar. Er hatte wegen der Erbschaft eines Waisen eine Reise nach Amsterdam thun müssen; und erblickte bei diesem zufälligen Spaziergange den Mann, dessen Elend er schon einmal gemildert hatte, in noch größerer Noth. Er war zu dessen abermaliger Errettung jetzt nicht minder thätig als vorher. Es wahrte nicht

eine Stunde, so hatte er schon bey dem Hoofd-Offizier Anzeige gethan, und kam, in Begleitung eines Gerichtsdieners, in des Seelenverkäufers Haus, den Gebaldus zu fordern. Nur um wenig Minuten hätte er später kommen dürfen, so war seine menschenfreundliche Bemühung vergeblich. Denn da die Knechte wohl merkten daß die beiden Geistlichen, aller ihrer Vorsicht ungeachtet, dem Zuge nicht ohne Ursach nachfolgten; so war der Seelenverkäufer eben im Begriffe zu thun, was sonst geschah, wenn er eine Entdeckung befürchtete: nemlich in das Haus eines seiner Mitgenossen den Gefangenen zu schicken, um ihn den Nachforschungen der Obrigkeit zu entziehen. Auch jetzt sollte er verläugnet werden; aber der Gerichtsdieners, der dieses Haus der Tyranney schon kannte, ließ sich durch keine Einwendungen abweisen. Der Seelenverkäufer hatte daher kaum Zeit, in der größten Verwirrung in den Keller zu laufen, dem Gebaldus seinen Reisefack wieder zu geben, und auf die friedendste Weise denselben fast fußfällig zu bitten ihn nicht unglücklich zu machen; als ihm schon der Gerichtsdieners mit dem Geistlichen folgte. Der

rechtschaffne Prediger umarmte den Gebaldus, und da er aus andern Vorfällen die Gewohnheit eines solchen Hauses wohl kannte, so zahlte er sogleich dem Seelenverkäufer, ohne Einwendung, eine beträchtliche Summe, die für das Elend von sechs oder sieben Tagen gefordert ward. Aber sobald dieses geschehen, sagte er ihm auch ins Gesicht, daß er alles antworten würde, seine gewissenlose Behandlung unschuldiger Menschen, zur Bestrafung, ans Licht zu ziehen. Er ließ sich weder durch des Seelenverkäufers vielfältige Entschuldigungen, noch selbst durch Gebaldus Bitten, zurückhalten. Er that dem Hoofd-Officier noch eine ausführlichere Anzeige, worauf dieser, seinem Amte gemäß, auf dem Stadthause vor den Schöppen den Seelenverkäufer anklagte. Gebaldus ward über alle Umstände der erlittenen grausamen Begegnung vernommen. Der Seelenverkäufer ward in Verhaft gezogen, und nach völliger Untersuchung der Sache, ins Rapselhaus gesetzt; obgleich der Prediger vor Endigung des Prozesses nach Alkmar zurückreisen mußte, und Gebaldus, frey von aller Rachbegierde, deshalb weiter keinen Schritt that.

Indeß führte der Prediger den Gebaldus, sobald er ihn aus den Händen des Bösewichts erlöst hatte, in das Haus seines Freundes, mit dem er vorher spazieren gegangen war. Dieser, ein mennonistischer Lehrer, ein Mann von Verstand und Redlichkeit, stand mit den Kollegianten in Bekanntschaft, unterrichtete den Gebaldus von der Verfassung dieser friedlichen Gesellschaft noch näher, und ging nun selbst mit ihm und dem lutherischen Prediger in derselben gottesdienstliche Versammlung. Da stimmten sie alle, die Verschiedenheit ihres Lehrbegriffs und alle streitige Fragen vergessend, in gemeinsamer Andacht das Lob Gottes an, und betrachteten gemeinsam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung. Eine Art des Gottesdienstes, die Gebaldus Wünsche ganz befriedigte.

Nach der Versammlung begleiteten sie ihn, um das Empfehlungsschreiben aus Rotterdam an den Kollegianten abzugeben, welcher Krankheits halber nicht zugegen gewesen war. Er nahm den Empfohlen als ein Vater und als ein Freund in sein Haus auf, so daß derselbe, bey dieser liebevollen

Begegnung, in kurzem seine vorigen Widerwärtigkeiten vergaß.

Der Kollegiant war ein wohlhabender Mann, dabey aber auch von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und von edlen Gesinnungen, der seine Muße zum Besten der Wahrheit und Tugend anwendete. Er hatte schon verschiedene schätzbare Werke auf seine Kosten drucken lassen, und eben jetzt eine gelehrte Zeitschrift angefangen, in der Absicht den Weg zu bahnen, daß gemeinnützige Religionsbegriffe von leeren Schulschwindigkeiten gesondert würden. Er schrieb sie in lateinischer Sprache, weil damals in Holland die Vorurtheile für eine hergebrachte Orthodorie noch so stark waren, daß sich niemand, so wie jetzt ¹⁾, getraute, Meinungen die nicht im Kompendium stehen, in der Landessprache vorzutragen. Denn die Gottesgelehrten in allen Ländern lassen immer noch eher gesche-

hien als in der lateinischen Sprache, und doch ist die lateinische Sprache für die meisten Menschen unverständlich.

¹⁾ In den Vaterlandsen Letter-Oeffnungen, einer gelehrten Zeitschrift, die in den siebenziger Jahren in Holland herauskam. Die vornehmsten Verfasser derselben waren Kollegianten.

hen, daß man in der gelehrten Sprache neue Meinungen und Zweifel für sie allein bekannt mache, um ihrer Streitkunst eine stattliche Übung zu verschaffen; als in der Muttersprache, um gemeinnützige Wahrheiten in die Gemüther aller Einwohner eines Landes zu verbreiten.

Cebaldus, der die Arbeit liebte, erbot sich in Kurzem selbst, seinem Wirth in dessen Beschäftigungen behülflich zu seyn. Er that dadurch zugleich seiner vorzüglichsten Neigung Genüge, Ideen die ihm wichtig waren zu entwickeln und auszubilden.

Der Kollegiant hingegen mußte einen Mann bald lieb gewinnen, dessen Neigungen mit den seinigen so sehr übereinstimmten. Sie arbeiteten über verschiedene Materien im Anfange gemeinschaftlich; bald aber blieb die Arbeit dem Cebaldus allein überlassen da die Krankheit des Kollegianten schnell zunahm. Der rechtschaffene Mann ward immer schwächer, und starb nach einigen Monaten. Vorher noch vermachte er seinem Freunde den Vorrath und das Verlagsrecht seiner sämtlichen Werke, besonders der gelehrten Zeit-

schrift, welche anfang' Aufsehen zu machen, und daher sehr viel gelesen ward.

Sebaldus beweinte von Herzen den Tod seines Freundes und Wohlthäters. Ob er gleich dessen Umgang sehr vermisse, so war doch nun sein Zustand ganz seinen Wünschen gemäß. Er hatte durch den Verkauf der ihm vermachten Werke und durch die Fortsetzung der periodischen Schrift ein zwar sehr mäßiges, aber für ihn hinlängliches Auskommen, war unabhängig, konnte seine Lieblingsneigung, die Spekulation, befriedigen, konnte in Frieden, seiner Überzeugung gemäß, Gott dienen, und war noch nicht wegen Religionsmeinungen angefeindet worden.

So wünschenswerth nun diese Lage war, so schien es doch Sebaldus Schicksal zu seyn, daß er, wenn er am meisten Nutzen zu schaffen glaubte, durch einen geringscheinenden Zufall, selbst Gelegenheit geben mußte seinen Zustand zu verschlimmern.

Er hatte, schon bey'm Leben seines Wohlthäters, sich in der holländischen Sprache festzusetzen gesucht. Nachher trieb ihn die Einsamkeit langer Winterabende, auf die Lesung engländischer Bücher, die er schon in

seiner Jugend geliebt hatte. Er fand unter andern ein Buch *), dessen Inhalt ihm größtentheils so wohl gefiel, daß er auf den Gedanken kam, es zu übersetzen, weil er meinte, daß es auch den Holländern nützlich seyn könnte.

Er beschäftigte sich einige Monate lang mit dieser Arbeit; und da er meist damit fertig war, ging er zu Mlynheer van der Stuit, dem Buchhändler der bisher den Verkauf der sämtlichen Werke des verstorbenen Kol-

*) Remarks, on men, manners, and things; by the Author of the Life of John Bunce, London gr. 8. Dr. Amory soll ein Buch unter diesem Titel geschrieben haben, welches aber, wenn es existirt, so rar geworden ist, daß es sich selbst in großen engländischen Buchhandlungen und Bibliotheken nicht findet. Der Verfasser dieser Geschichte bekennet jetzt, daß die Stellen welche unten, als aus diesem Buche übersetzt, angeführt werden, von ihm selbst sind; ausgenommen das 22te Kapitel des Iten Buchs Mose welches von dem berühmten Franklin ist, der es dem Perser Cadi soll nachgezählt haben. (Man s. die Berlinische Monatsschrift 1783 Oktober, S. 307.) Anmerk. der vierten Auflage.

legianten, und auch des gelehrten Tagebuchs besorgt hatte, um ihm diese Übersetzung zum Verlage anzubieten.

Van der Kuit unterließ nicht, die gewöhnlichen Schwierigkeiten zu machen: Daß er mit Verlag überhäuft, daß der Handel gefallen sey, daß Druck und Papier immer theurer werde, daß man vorher etwas von dem Werke sehen, daß man es allenfalls gelehrten Leuten zur Prüfung übergeben, und besonders daß man, der Kunsttrichter wegen, erforschen müsse, ob nicht wider die Reinigkeit der holländischen Sprache gefehlet sey.

Auf diese Erklärung zog Sebalduß einige Hefte seiner Übersetzung aus der Tasche. In dem dieses geschah, trat Domine de Hysel, ein gelehrter reformirter Prediger, herein, welchen Sebalduß kannte, weil er ihn oft im Buchladen gesehen hatte. Sebalduß erbot sich also, beiden etwas von seiner Arbeit vorzulesen. Sie traten sämtlich in die Schreibstube des Buchhändlers, und der Übersetzer las, wie folget:

Sechster Abschnitt.

— — »Daß viele Prediger alle Neun und dreißig Artikel *) beschwören, ohne sie alle zu glauben, liegt am Tage, und man muß es entschuldigen. Wer ein Hausvater ist, und sich und seine Familie, um ungerechter Formalien willen, nicht in die bitterste Noth stürzen will, sey von mir nicht verdammt. Verdamme ihn ein hartes herziger Rechtgläubiger, wenn er's vermag!«

»Aber wie stehts um die Wahrheit? Muß die noch immer weg den Neun und dreißig Artikeln nachstehen? Wäre es nicht die Pflicht der gesetzgebenden Macht, zu sorgen, daß durch keine Formulare die

»Aus:

*) Das Glaubensbekenntniß der engländischen bischöflichen Kirche ist im Jahre 1562, unter der Regierung der Königin Elisabeth, auf 39 Artikel festgesetzt und 1571 durch eine Parlamentsakte bestätigt worden. Wer irgend ein Amt von der Regierung erhält, muß sie beschwören. Sie sind das, was in den meisten deutschen Provinzen die symbolischen Bücher sind.

»Ausbreitung der Wahrheit gehindert werde,
 »und sollten die Bischöfe nicht selbst die Hand
 »dazu bieten? Wenn jene Artikel die Kette
 »sind, welche die äußerste Weite mißt, worin
 »der Verstand eines Geistlichen sich bewegen
 »darf, so ist es vergeblich, nach Wahrheit
 »zu forschen.«

»Ist's nicht höchst seltsam, daß man den
 »jenigen welche sich über die Strenge der
 »Neun und dreyßig Artikel beklagen, vor-
 »sagen will, ihre Klage sey ungerecht? Denn,
 »heißt es, nachdem sie die besten Jahre ihres
 »Lebens angewendet haben, um sich zu einem
 »geistlichen Amte geschikt zu machen, dürfen
 »sie ja nur kein geistliches Amt suchen, oder
 »es niederlegen wenn sie es schon ange-
 »treten haben.«

»Dies ist also die Gnade, die man uns
 »anbietet? Die Uniformitätsakte ver-
 »ursachte, daß im Jahre 1662 am Bartho-
 »lomäustage an 2000 dissentirende Pre-
 »diger auf Einen Tag ihr Amt niederlegten,
 »daher zweytausend Familien ohne Brot, und
 »zweytausend Gemeinden ohne Gottesdienst
 Geb. N. III.

£

»waren. Einen solchen Bartholomäus-
 »tag, für England so traurig als für Frank-
 »reich die Bartholomäusnacht, wünscht
 »Ihr also wieder, die Ihr so kalt daher plau-
 »dern könnt: damit gar kein Gewissenszwang
 »da sey, wäre nur nöthig, daß jeder der
 »nicht nachbeten will, sein Amt niederlege.
 »Das nennt Ihr Schonung der Dissenter?
 »Das nennt Ihr Toleranz und Sanftmuth?«
 »Bey Gott! diese Sanftmuth der
 »Vertheidiger der Neun und dreyßig
 »Artikel gemahnt mich, wie die Schonung
 »der Rabbinen, die dem Verurtheilten nur
 »neun und dreyßig Streiche geben.
 »Wahrlich! ob er gleich den vierzigsten
 »nicht bekommt, so schmerzt doch deshalb
 »keiner von den neun und dreyßigen
 »weniger.«

»Die Schriftgelehrten — gleich den scho-
 »lastischen Philosophen — haben von je her
 »ihre Lehrgebäude so künstlich angelegt, daß
 »jeder das seine, trotz aller Widerlegung, be-
 »weisen kann. Sie gleichen Bergschlößern,
 »die noch dazu mit hohen Wällen und tiefen

»Graben umgeben sind, so daß derjenige der
 »darin ist, sich ewig vertheidigen, und der-
 »jenige der draußen ist, sie nimmer mit Vor-
 »theile angreifen kann. Aber wie? Wenn
 »wir diese Festungen, die uns eigentlich nichts
 »hindern, liegen ließen, und mit der gesun-
 »den Vernunft geradezu ins Land drängen?
 »Die Priester hatten bis ins sechszehnte Jahr-
 »hundert ihr System in gar künstliche dialek-
 »tische Schlingen verwickelt. Luther ließ
 »sie, und ging gerade auf die Bibel, die er
 »allen die lesen konnten, in der Landessprache
 »in die Hände gab. Die fleißige Lesung die-
 »ses Buchs erwärmte das Herz, und erleuch-
 »tete den Verstand, dadurch daß sie das
 »Nachdenken beförderte. Wollen wir auf
 »einem gleichen Wege nicht weiter fortgehen?
 »Freyes Nachdenken und Überlegen führen
 »sicherer zur Wahrheit als spitzfindige Lehr-
 »gebäude.«

»Man setzet immer die Vernunft der
 »Offenbarung entgegen. Dies mag der
 »nöthig finden, der an eine unerklärliche
 »Theopneustie glaubt. Ich hoffe aber,

»es sey niemand jezt mehr so einfältig sich
 »einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher
 »unmittelbar und übernatürlich einge-
 »haucht. Es sind Bücher, welche zu
 »schreiben, Vernunft hat müssen ange-
 »wendet werden, und zu deren Lesen und
 »Verstehen auch Vernunft gehört.«

»Samuel Werenfels *), einer der
 »gelehrtesten und rechtschaffensten Gottesge-
 »lehrten in der Schweiz, schrieb in seine
 »Bibel:

»Hic liber est, in quo sua quaerit dog-
 mata quisque;

»Invenit et pariter dogmata quisque sua.

»Daß dieses wahr sey, lehret die Kirchenges-

*) G. Sam. Werenfelsii Opuscula theologica phi-
 losophica et philologica. Lausannae 1759 4to.
 Tom. II. p. 509. Lessing hat diese Verse fol-
 gendermaßen übersetzt:

»Von Gott gemacht ist dieses Buch,

»Daß jeder seine Lehr' drin such',

»Und so gemacht, daß jedermann

»Auch seine Lehr' drin finden kann.«

»sichte aller Sekten. Wer viel und wer
 »wenig glaubet, der Rechtgläubige wie der
 »Schwärmer, suchen und finden ihre Lehre
 »in der Bibel. Wie nun? Ich meine, was
 »geschehen ist, sey nicht ohne weise Absichten
 »der göttlichen Vorsehung geschehen. Gott
 »hat aber weder das Alte Testament noch
 »das Neue Testament selbst, unmittel-
 »bar, aufgezeichnet. Er hat gute Leute aus-
 »gesehen, welche Bücher geschrieben haben,
 »die durch verschiedene Vorfälle bey einem
 »großen Theile des menschlichen Geschlechts
 »in solches Ansehen kamen, daß derselbe aus
 »ihnen seine Pflichten hat kennen lernen wol-
 »len. Die Bücher aber sind so eingerichtet,
 »daß diese Erkenntniß nicht ohne Betrachtun-
 »gen und Schlüsse, folglich nicht ohne Nach-
 »denken, erlangt werden kann. Also sind
 »diese Bücher in so fern eine Quelle der
 »Wahrheit, als sie das Nachdenken
 »über Wahrheit befördern. Mögen im-
 »mer die Schlüsse und Folgerungen aus
 »denselben verschieden seyn! Wenn sie nur
 »alle zuletzt in gemeinsame Wahrheit
 »zusammenfließen, wollen wir uns gern be-

»ruhigen. Der heil. Hieronymus *) hat
 »schon gesagt: »Das Wort Gottes ist
 »eine Perle. Ja wohl, eine Perle! denn
 »gleichwie die Künstler die Perlen, wo es
 »ihnen gut dünkt, durchbohren, so haben
 »alle Sekten Gottes Wort nach ihrem Sinne
 »ausgelegt,« — und es auf den Faden ihres
 »Lehrsystems gereiht.«

»Die heiligen Bücher sollen mir bestän-
 »dig Quellen des Nachdenkens über
 »Wahrheit bleiben; aber nie werde ich den
 »verdammten, der andere Quellen des Nach-
 »denkens über Wahrheit zu finden glaubt,
 »besonders wenn er mit mir auf gleiche ge-
 »meinsame Wahrheit zurückkommt. Verdam-
 »me wer will, fast ganz Asien und Afrika,
 »und den größten Theil von Amerika. Mil-
 »lionen ihrer Einwohner kennen diese Bücher

*) S. Hieronymus in Epistolis: *Margaritum est Verbum Dei, ex omni parte forari potest.* Nimirum ut Diatraetarii margaritas, prout commodum visum fuerit, perforant: ita haeretici verba Dei pro captu suo interpretantur, ut volunt. Man s. Fried. Lindenbrogii Var. Quaest. n. 2. adj. Altercationi Hadriani Aug. et Epicteti Philosophi. Francof. 1628. 8.

»nicht; und doch hat sie der allgemeine Vater,
»gewiß nicht ohne Wahrheit, und ohne Glück-
»seligkeit, die Folge derselben, lassen wollen.«

»Wenn ich in den heiligen Büchern eine
»Stelle finde, in welcher von einem Gott
»die Rede ist, und lese, erst nach Jahrhun-
»derten sey gefunden worden, daß ein durch
»ein zu dünnes Pergament durchgeschlagener
»Queerstrich *) diesen Gott veranlaßet hat; —
»wenn ich lese, daß nach Jahrhunderten ent-
»deckt worden, es habe sich ein nicht **) in

*) Im Alexandrinischen Codex scheint der mittlere
Queerstrich des ersten E, in dem Worte EYCE-
BEIAC, durch das Pergament gerade an der
Stelle durch, wo der Spruch 1 Tim. III. 16.
geschrieben ist. Dadurch scheint das O in OC
ein Θ zu seyn, deshalb man lange Zeit OC
gelesen, welches die Abbreviatur von Ozeos
ist. Man s. Wetstenii Proleg. in N. T. Edit. Ha-
lens. C. 54 u. folg.

**) Clericus warf zuerst Röm. V. 14. das *per*
aus dem Texte, in einem Briefe, welcher der
zweiten Ausgabe von Mills N. L. vorgedruckt

»den Text geschlichen, so daß anstatt der
 »nicht sündigenden die sündigenden
 »verstanden werden müssen: — bin ich ver-
 »damnenswerth, weil ich glaube, die blo-
 »ßen Buchstaben einer Offenbarung, wel-
 »che so vielen Veränderungen unterwor-
 »fen waren, über deren wahre Lesarten
 »man noch nicht einig ist, können nicht bloß
 »und allein den Grund der Wahrheit und
 »meiner künftigen Glückseligkeit enthalten?«

»Wenn ich in der Kirchengeschichte lese,
 »man habe Jahrhunderte lang gestritten, wel-
 »che Bücher kanonisch seyn sollten und
 »welche nicht? — wenn ich finde, daß der
 »Kanon auf Concilien bestimmt worden, und
 »aus der Kirchengeschichte weiß, wie die Kon-
 »cilien beschaffen waren; — wenn ich das
 »Buch des weisen Sirach unter den apo-
 »kryphischen, und ein anderes Buch voll
 »mystischer Bilder unter den kanonischen

ist, und in Arte crit. P. III. Sect. 1. c. XV. §.
 15. Unter den deutschen Auslegern hat Gem-
 ler eben dieses aus guten Gründen gethan.
 Man s. dessen Apparatus ad libr. N. T. interpr.
 G. 59. und dessen Paraphrase dieser Stelle.

»finde: — Kann ich mich enthalten zu zweifeln, und weiter zu untersuchen? Und was kann ich dazu brauchen, als meine Vernunft, die auch eine Gabe Gottes ist?«

»Wenn ich in einem der geoffenbarten Bücher lese*): »Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott. . . . So jemand zu euch kommt, und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn nicht, denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke«; — Wenn ich in einem andern lese **): »Der Herr brachte um, die da nicht glaubeten«: — bin ich verfluchenswerth, weil ich nicht mit blindem Höhlerglauben alles annehme, wie es buchstäblich da steht, sondern vermeine, daß in diesen Büchern vieles nicht für die allgemeine Menschheit, vieles nicht für mich, geschrieben sey, aber dennoch alles das Gute und Nützliche, was ich in diesen Büchern finde, zu der Masse der Erkenntniß schlage,

*) 2 Brief Joh. v. 9—11.

**) Brief Juda v. 5.

»die ich aus Natur und Erfahrung geschöpft
 »habe?« Insofern man es nicht
 »aus der Natur und Erfahrung geschöpft
 »hat, so ist es nicht aus der Natur und Erfahrung geschöpft.

»Wenn ich zurückdenke, was man ein
 »paar Jahrtausende lang mit der Bibel vor-
 »genommen hat, um alles was man wollte
 »darin zu finden; so muß ich erstaunen. Man
 »hat sie dogmatisch, exegetisch, typisch, my-
 »stisch, prophetisch, erklärt. Man hat sie
 »übersetzt und commentirt, parallelisirt und
 »analysirt, abgekürzt und wieder paraphra-
 »sirt!«

»But that's *) no news to the poor injur'd
 »page; —

»It has been us'd as ill in every age, —

»And is constrain'd with patience all to take.

»For what defence can *Greek* and *Hebrew*
 »make!«

*) Nach Gebaldus Übersetzung:

»Das arme Buch! Was muß es nicht er-
 »tragen!

»Von jeher hat es sich geduldig lassen plagen,

»Und schief verzerr'n nach jedes Lehrers Lehren;

»Griech'sch und Hebräisch kann sich ja
 »nicht wehren!«

»Ist zwischen blindem Glauben an die
 »Offenbarung und schändlichem Unglauben gar
 »kein Mittelweg? Ist jeder Freidenker ver-
 »wünschenswert? O Vaterland! Wa-
 »terland! Wenn du gleich den Bieder-
 »mann Herbert, und den Sittenlehrer
 »Chafesbury, mit Rochester, Ethe-
 »rige und Villers, in eine Klasse wirfst;
 »glaube mir, es kommt eine Zeit, wo weise
 »Gottesgelehrten einem Lindal den Be-
 »weis, daß das Christenthum so alt
 »als die Welt ist, verdanken werden.«

»Das folgende Kapitel soll D. Pococke
 »in einem zu Kairo befindlichen Codex, an-
 »statt des 22sten Kap. des 1sten Buchs
 »Mose, gefunden haben. Kanonisch oder
 »nicht, ich gebe das erste bis neunte Ka-
 »pitel des ersten Buchs der Chroni-
 »ken dafür.«

»D. Waterland war ein eifriger Vertheidiger
 »der Anglikanischen Orthodorie.«

1. »Nach diesen Geschichten begab sich,
»daß Abraham saß in der Thür seines
»Hauses, da der Tag am heißesten
»war.«
2. »Und siehe, ein Mann kam von der
»Wüsten her. Er war gebüßt vor Al-
»ter, und sein schneeweißer Bart hing
»ihm bis auf seinen Gürtel, und er
»lehnete sich auf einen Stab.«
3. »Und da ihn Abraham sah, stand er
»auf, und lief ihm entgegen von der
»Thür seiner Hütte und sprach:«
4. »Komm herein ich bitte dich. Man soll
»dir Wasser bringen, deine Füße zu
»waschen, und du sollst essen und die
»Nacht bleiben, morgen aber magst du
»deinen Weg ziehen.«
5. »Und der Mann sagte: Nein, ich will
»unter diesem Baume bleiben.«
6. »Aber Abraham bat ihn sehr; da wandte
»er sich und ging in die Hütte.«
7. »Und Abraham trug auf Butter und
»Milch und Kuchen, und sie aßen und
»wurden satt.«
8. »Da aber Abraham sah, daß der Mann
»nicht Gott segnete, sprach er zu ihm:

»Warum ehrest du nicht den allmächtigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden?«

9. »Und der Mann sprach: Ich ehre nicht deinen Gott, auch rufe ich seinen Namen nicht an; denn ich habe mir selbst Götter gemacht, die in meinem Hause wohnen, und hören mich, wenn ich sie anrufe.«

10. »Und Abrahams Zorn entbrannte gegen den Mann, und er stand auf, und fiel auf ihn, und trieb ihn fort in die Wüsten.«

11. »Und Gott rief Abraham; und er antwortete: Hie bin ich!«

12. »Und der Herr sprach: Wo ist der Fremdling, der bey dir war?«

13. »Und Abraham antwortete und sprach: Herr, er wollte dich nicht ehren und deinen Namen anrufen, darum habe ich ihn von meinem Angesichte getrieben in die Wüsten.«

14. »Und der Herr sprach zu Abraham: Habe ich ihn nicht ertragen diese hundert und acht und neunzig Jahre, und habe ihm gegeben Nahrung und

»Kleider, ob er sich gleich gegen mich
 »auflehnet, und du konntest ihn nicht
 »Eine Nacht ertragen?«

15. »Und Abraham sprach: Laß den Zorn
 »des Herrn nicht entbrennen gegen sei-
 »nen Knecht. Siehe ich habe gesün-
 »digt, vergieb mir, ich bitte dich.«

16. »Und Abraham stand auf, und ging
 »fort in die Wüsten, und rief, und
 »suchte den Mann, und fand ihn, und
 »kehrte mit ihm zurück in seine Hütte,
 »und that ihm gütlich, und den an-
 »dern Morgen früh ließ er ihn ziehen
 »in Frieden.«

»Dr Thornton sagt in seiner Verthei-
 »digung der Neun und dreyßig Artikel:
 »»Zu behaupten, es sey nicht nöthig daß die
 »»Meinungen der Prediger mit den symboli-
 »»schen Büchern übereinstimmen müßten, wür-
 »»de eben so ungereimt seyn, als zu behaup-
 »»ten, es sey besser, daß die Decken auf den
 »»viereckigen Tischen, welche mitten in unsern
 »»Zimmern stehen, schief und zipfelig lägen,
 »»als gerade und rechteckig. —«« »Wahr

»ists, zu den Zeiten der Königin Elisa-
 »bet war unser Religionsystem, wie unsere
 »Philosophie, einem unansehnlichen vierecki-
 »gen Tische ähnlich, den wir dennoch mitten
 »im Zimmer stehen ließen. Er hatte also die
 »Decke sehr nöthig, und sie paßte auch ganz
 »wohl darauf. Aber seit einiger Zeit siehet
 »man, besonders bey Leuten nach der Welt,
 »gar keine Tische in der Mitte des Zimmers;
 »sondern an den Wänden zierlich ausge-
 »schweifte Marmorplatten, die auf vergolde-
 »ten Füßen ruhen. Die bedürfen aber keiner
 »Decke, und wollte man die alte Decke dar-
 »auf legen, so würde sie eben deswegen zi-
 »pfelig hangen, weil sie viereckig ist. Hat
 »aber noch jemand einen Tisch nach der alten
 »Art in seinem Zimmer, der lege meinette-
 »gen auch die alte Decke darauf. —«

»Der du einen neuen geraden Weg bah-
 »nen willst, höre mich! Du wirst auf Hügel
 »stoßen. Laß dich keine Mühe reuen, sie ab-
 »zutragen, um den schönen Weg nach der
 »Schnur zu führen. Aber, wenn dein neuer
 »Weg auf ein Haus stößet, reiß es nicht um

»so lange Menschen darin wohnen; achte
 »nicht, daß der Weg lieber etwas gekrümmt
 »daneben weg gehe! Es kommt in der Zu-
 »kunft wohl noch eine Zeit, daß das Haus,
 »wegen Baufälligkeit oder aus andern Ursa-
 »chen, neu muß gebauet werden; alsdann
 »wird ein kluger Mann nicht versäumen, es
 »auf eine andere Stelle zu setzen und den
 »Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem
 »zufrieden was du nach dem Maasse deiner
 »Kräfte und der Umstände hast thun können
 »und überlaß das übrige der Nachkommen-
 »schaft.«

Siebenter Abschnitt.

Hier hielt Gebaldus mit Lesen inne, und
 fragte seine beiden Zuhörer, was ihnen von
 dem Buche dünke?

Van der Kuit antwortete: »Hm! solch
 »Buch sollte sich wohl verkaufen,« und sah
 dabey mit sonderbar schlauer Miene den Do-
 mine an.

Domine de Hysel versetzte mit niederge-
 schlagenen

schlagenen Augen: »Das mag mein Herr van
 »der Kuit am besten verstehen.«
 Van der Kuit that noch einige Fragen,
 um den Domine auszuholen. Dieser aber
 wich aus, kam auf eine andere Rede, fragte
 ob von Gebaldus Journale nicht ein neues
 Stück heraus gekommen sey, sah nach seiner
 Uhr, sagte er müsse eilen, empfahl sich, und
 ging fort.
 Gebaldus ließ seine fertigen Hefte in den
 Händen des Buchhändlers, bat ihn die Sache
 zu überlegen; und weil eben einer der ersten
 Frühlingstage war, machte er, sehr zufriede-
 nen, seinen Lieblingsspaziergang auf dem Dyk
 nach Seeburg, um sich an der Aussicht auf
 das D zu laben.
 Der Buchhändler, nachdem er sowohl
 den Domine als den Gebaldus bis vor die
 Thür seines Ladens begleitet hatte, ging be-
 dächtig in seine Schreibstube zurück, um zu
 überlegen, ob nicht eine Spekulation zu machen
 sey.
 Mynhert van der Kuit war ein Buch-
 händler der das Handwerk verstand, und trieb
 es auch als ein Handwerk. Ein Buch sah er
 als ein Ding an, das verkauft werden könnte.

te; weiter kümmerte ihn nichts dabey. Aber hierzu mußte er auch alle Vortheile zu suchen, und noch besser sich dabey vor allem Nachtheile zu hüten. Dabey bemühte er sich nicht etwa um kleine gemeine Vortheile: z. B. für ein neues Buch einen pfiffigen Titel zu ersinnen; über ein verlegenes Buch, nebst einer neuen Jahrzahl, einen neumodischen Titel zu schlagen; sich des Verlagsrechts eines zu übersehenden Buches dadurch zu versichern, daß man es ankündigt ehe es noch im Originale erschienen ist; u. d. gl. mehr. Nein! Mynheer van der Kuit spekulirte ins Große. Er war von weitem her achtsam auf alles was ihm einmal dienen könnte, und that als ob die Leute die er zu nichts zu nutzen mußte, ja selbst als ob die Bücher die er nicht hatte, nicht in der Welt wären. Sein Hauptgrundsaß war, was er selbst brauchen könne, müsse ein anderer nicht haben. Hierzu mußte er, oft durch die vierte Hand, Maschinen in Bewegung zu setzen, und konnte nachher ganz unbefangen dabey aussehn, als ob ihm die Sachen so ganz natürlicherweise in die Hände gelaufen wären. Es ist wahr, er handelte dabey nicht allemal ganz genau nach den ge-

wöhnlichen Grundsätzen der Ehrlichkeit und der Menschenliebe. Er hatte aber seine Partie dergestalt genommen, daß er von Ehrlichkeit und Menschenliebe ganz fein zu reden mußte; und da man ihm weder die Ehrlichkeit absprechen konnte, daß er seine Schulden richtig bezahlte und auch eben so pünktlich eintrieb, noch die Menschenliebe, daß er keinen Bedürftigen ohne Almosen weggehen ließ wenn jemand zugegen war, und keinen Schuldner verklagte von dem er vorher sah daß er nicht würde bezahlen können: so stand keinesweges zu beweisen, daß er mit seiner Schlangenklugheit nicht auch die Falschlosigkeit einer Taube verbinde.

Dieser Mann hatte lange mit Widerwillen angesehen, daß er bey dem Drucke der so gut verkäuflichen Werke des Kollegianten nichts als nur der Namenleiher seyn sollte. Besonders war ihm dieses bey dem gelehrten Tagebuche aufgefallen, wovon er monatlich eine große Anzahl Exemplare absetzte, zu seinem Mißvergnügen, weil ihm bey jedem Exemplare einfiel, dieses Werk sollte eigentlich sein Eigenthum seyn, und nicht des Kollegianten, der dabey nur die

Kleinigkeit that daß er es schrieb. Indesß, da der Kollegiant ein reicher und angesehener Mann war und der eine zahlreiche Bibliothek hielt; so mußte van der Kuit schon sein Mißvergnügen in sich schlucken. Da aber Sebaldus, ein armer unbekannter Fremdling, das Eigenthum dieses Werks erhielt; sah der erfahrene Buchhändler keinen Grund warum er mit demselben ferner eben so viel Nachsicht haben sollte. Er setzte also bey sich fest, er müsse dieses Werk einst ganz an sich ziehen. Zu diesem Behufe hatte, er dem Sebaldus einige wohläusgesonnene Vorschläge gethan, welche dieser, der in Geschäften ziemlich kurzichtig war, sich sehr leicht würde haben gefallen lassen; wenn nicht van der Kuit, der zu viel Absichten auf einmal erreichen wollte, ihm zugleich ein paar Mitarbeiter hätte aufdrängen wollen, die zwar nach van der Kuit's, nicht aber nach Sebaldus Absichten würden gearbeitet haben. Er bekam also eine ausdrückliche abschlägige Antwort. Diese Widerspenstigkeit eines Autors brachte ihn nicht wenig auf, und bestärkte ihn in seinem löblichen Entschlusse, das Journal zu besitzen und zugleich es nach eigenem Gefallen zu regieren.

Dieser Plan lag ihm beständig im Sinne, zumal da er seine Ehre dabey interessirt glaubte, nachdem einmal ein Schritt deshalb von ihm gethan war. Da er nun jetzt über das Schicksal von Gebaldus Übersetzung spekulirte, und eines Theils wohl erwog sie möchte verkäuflich seyn, andern Theils aber auch Verdrießlichkeiten mit der Geistlichkeit besorgte, durch deren Kundschaft er so manche schöne unlegkundige Vermaaklykheeden, Verklaaringen und Leer-Reeden verkaufte; so konnte er mit sich gar nicht einig werden, wie der Gewinn davon, mit rechter Vorsicht und doch unbeschnitten, könnte erlangt werden.

Mit einemmale fing seine Spekulation an, einen andern Weg zu nehmen. Er hängte das Angesicht, krümmte die Unterlippe, legte den Zeigefinger der linken Hand an die Nase, und endlich schien es ihm ganz natürlich vor Augen zu stehen, daß durch diese Übersetzung, auch wenn sie nicht gedruckt würde, das gelehrte Tagebuch sein Eigenthum werden müßte. Diese wichtige Entdeckung machte ihn unruhig; er ging aus seiner Schreibstube in den Laden, aus dem Laden in die Schreibstube, schnalzte mit den Fingern, rückte die Perücke,

zog die Beinkleider auf, rieb sich die Hände, eilte mit Gebaldus Übersetzung nach Hause, die er, ohne an's Abendessen zu denken, ganz durchlas, die nöthigen Stellen mit einem Kniffe bezeichnete, sein Projekt nochmals durchdachte, und sich darauf voller Zufriedenheit zu Bette legte.

Den folgenden Tag, bey früher Morgenzeit, verfügte er sich zu Domine de Hysel, dem er die ganze Übersetzung vorlegte, und ihm zugleich die Beschaffenheit des Buchs erklärte. Er las ihm jede angezeichnete Stelle worin er eine derbe Keßerey zu finden vermeinte. Er versicherte, »er wisse daß Gebaldus gefährliche Absichten gegen die Landesreligion im Schilde führe, und daß er ein Socinianer sey.« Er suchte zugleich den Domine zu bewegen, dieses gefährliche Buch der Obrigkeit anzuzeigen. Oder wenn man, aus Menschenliebe, dies noch unterlassen wolle, so gab er zu verstehen: »Der Domine werde doch in seiner Gegenwart dem Gebaldus das Gewissen rühren, wegen der gottlosen Meinungen, die, wie er vernommen, auch schon hin und wieder in dem Journale zu Tage lägen; und wenn dieses,

»wie zu befürchten wäre, nicht helfen sollte,
 »allenfalls bey der Obrigkeit zeugen, daß er
 »einen Theil dieses bösen Buchs vorlesen hö-
 »ren, und daß es habe zum Drucke befördert
 »werden sollen.«

Mynherr van der Kuit hoffte den besten
 Erfolg von dieser wohlausstudirten Rede.
 Wider Vermuthen aber, antwortete Domine
 de Hysel auf verschiedene Fragen gar nichts,
 und erklärte endlich mit zerstreuter Miene:
 »Daß er gestern wirklich nicht recht Acht ge-
 »geben habe, als das Heft vorgelesen wor-
 »den. Im Grunde sey manches doch auch
 »nicht so schlimm, — — und könne besser
 »ausgelegt werden — — ob ers gleich auch
 »nicht vertheidigen wolle. — — Da das Buch
 »noch nicht gedruckt sey, wäre es ohnedies
 »zu hart, die Bestrafung von der Obrigkeit
 »zu verlangen. Er dürfe dem Herrn Noth-
 »anker ja nur den Verlag abschlagen, — —
 »welches er ihm zwar auch nicht eigentlich
 »rathen wolle. — — Kurz, er bäte ihn, zu
 »glauben daß er gestern gar nicht Acht gege-
 »ben habe, und niemand ihre heutige Unter-
 »redung zu entdecken. — — Er könne sich
 »nicht wohl in die Sache mischen.« Und bey

diesem allen ließ er deutliche Zeichen der Verlegenheit merken.

Van der Kuit konnte gar nicht begreifen, wie die Entdeckung eines Kezers auf diesen rechtsinnigen Geistlichen so wenig Eindruck machen könne; denn er hatte gewiß geglaubt ihn ganz bey seiner Schwäche zu fassen. Da er nun merkte, daß der Bestand verfehlt war, den er gewiß von dem Domine zu erhalten hoffte, und nicht dienlich fand demselben die wahre Ursache seines Antrags näher zu erklären; so ging er, nachdem er sich dienstlich empfohlen, ziemlich betroffen zur Thür hinaus.

Wollte der geneigte Leser etwa aus diesem Vorfalle schließen, daß Domine de Hofel heimlich heterodoxe Gesinnungen geheget, so würde er sich irren: denn der Domine wollte an keinem einzigen Schlusse des Dordrechtischen Synods etwas geändere wissen.

Wollte man etwa vermeinen, der Domine habe die Meinungen des Buchs für unschädlich gehalten, und geglaubt man könne sie dulden; so würde man noch das rechte Ziel nicht treffen: denn er war gar nicht geneigt sie zu billigen.

Kurz, um alles zu erklären darf man nur wissen, daß Domine de Hysel, so wie mehrere ehrwürdige Männer, sich bloß deswegen mit theologischen Studien beschäftigte hatte, um ein geistliches Amt zu erhalten. Da nun dieser Zweck erreicht war, bekümmerte er sich, seine nothwendigsten Amtsgeschäfte ausgenommen, um geistliche Angelegenheiten ganz und gar nicht, und war daher gegen Orthodorie und Heterodorie, gegen Duldung und Verfolgung, eigentlich völlig gleichgültig. Er wurde durch Aufmerksamkeit auf diese Dinge auch nur an seiner Lieblingsbeschäftigung, an dem süßen Umgange mit den lieblichen Mäusen Latens, gehindert worden seyn; denn er wendete alle seine Zeit auf das Studium der lateinischen Sprache, die er in gesuchter Reinigkeit schrieb. Besonders machte er die zierlichsten lateinischen Gedichte, und er hatte kürzlich einen Band davon drucken lassen, wovon er nur vor acht Tagen, dem ehrlichen Sebalduß als Verfasser eines gelehrten Journals ein schön gebundenes Exemplar gesendet hatte, mit einer hineingeschriebenen Carmine elegiaco abgefaßten Epistel ad Sebalduß *Ἀποτίκρυξις τοῦ Σεβαστοῦ* V. Cl. Nun be-

fürchtete er, daß wenn er sich in diese Sache mengen wollte, wovon er ohnedies keinen Zweck absah, könnten seine Gedichte, für die er eine große Zärtlichkeit hegte, einem widrigen Urtheile ausgesetzt seyn; daher hielt ers fürs sicherste in dieser Sache nicht mit zu erscheinen.

Übrigens sagte er darin keine Unwahrheit, daß er vorigen Tag auf Gebaldus Vorlesung nicht Acht gegeben habe; denn da er kein Liebhaber von Prose, am allerwenigsten von holländischer war, so hatte er während dem Lesen, eine sapphische Ode auf den Dordrechtischen Synod zu Ende bringen wollen, wozu ihm noch ein paar Ausgänge von Strophen fehlten. Wirklich vernahm er also damals wenig von dem Inhalte der Handschrift, und wußte es jetzt dem Buchhändler schlechten Dank, daß er ihn damit bekannt machte; ja er würde sich vor demselben haben verläugnen lassen, wenn er dessen Anbringen nur hätte vermuthen können.

Van der Kuit ging voll Kopfschüttelns über seine fehlgeschlagene Erwartung nach Hause, als ihm plötzlich einfiel daß noch nichts verloren wäre, wenn Gebaldus nur

glauben wollte, daß Domine de Hysel wirklich gesagt hätte, was van der Kuit wünschte, daß er gesagt haben möchte. Er kehrte also wieder um, und ging zum Ewaldus, den er nach dem gestrigen Spaziergange und einem ruhigen Schläfe wohlbehaglich bey Durchlesung eines neuen Buchs antraf, worin er so viel gute Gedanken, so viel menschenfreundliche Gesinnungen fand, daß dadurch sein Herz zu allen angenehmen Eindrücken geöffnet war.

Der Buchhändler erzählte ihm gleich, mit angenommener ängstlicher Miene, daß Domine de Hysel erst die Handschrift, und nachher ihn selbst habe zu sich holen lassen, daß er ihm darin viel gottlose Meinungen gewiesen, und sich hoch vermessen habe den Übersetzer bey der Obrigkeit anzugeben, um ihn zur Strafe zu ziehen.

Eine schreckliche Nachricht macht desto stärkern Eindruck, jemeher das Gemüth vorher dem Vergnügen geöffnet gewesen. Ewaldus war daher ganz betäubt; und da van der Kuit fortfuhr gräßliche Mährchen zu lügen, von der Strenge womit man in diesem Lande gegen die Ketzer verfahre, daß man sie in

Zuchthäuser bringe, zur Festungsarbeit an-
schmiede, in entfernte Kolonien verbanne u.
d. gl. m.: so ward der gute Mann, der in
Welthändeln völlig unerfahren war, und sich
nie um die Verfassung irgend eines Landes
bekümmert hatte, ganz außer Fassung ge-
bracht. Es stellten sich ihm zugleich Dwang-
hungen, Puistma, der Seelenverkäufer, Stau-
zius, Wulkenkragenius, der Präsident, und
alle widrige Begebenheiten seines Lebens so
schreckenvoll dar, daß er den treulosen van
der Kuit bey der Hand ergriff, und ängstlich
ausrief:

»Ach, mein Gott, was ist das! Könnte
ich doch nur aus diesem grausamen Lande
entfliehen, ich wollte gehen so weit mich
meine Füße tragen könnten.«

Van der Kuit war eigentlich nur Willens
gewesen, da er Sebalduß geringe Weltkennt-
niß überjah, ihn durch einen eingebildeten
Rechtshandel so in Verlegenheit zu bringen,
daß er sich ganz in seine Arme werfen müßte;
wodurch denn der Zweck wegen des Tagebuchs
und der unterzuschiebenden Mitarbeiter desto
leichter zu erlangen seyn müßte. Da ihm aber
Sebalduß, aus übertriebener Ängstlichkeit, noch

ein sichereres Mittel an die Hand gab; so faßte er, als ein weltkluger Mann, gleich dessen Gedanken auf, und sagte mit treuherzig scheinender Miene:

»Er glaube in der That, es sey für ihn kein Heil, als in einer schnellen Flucht zu finden.«

»Freylieh!« rief Gebaldus, herzlich beklemmt, »ich muß weg! Aber wohin? Wie soll ich so schnell und auch unerkannt aus dem Lande kommen? Ich weiß weder Weg noch Steg, habe auch kein Geld! Nach Ostindien zu gehen habe ich allen Muth verloren. Nach Deutschland? Wie soll ich dahin zurückkommen? Großer Gott! was wird aus mir werden!«

Diesen Zeitpunkt nahm van der Kuit wahr, ihn mit vielen schönen Worten zu versichern, daß ein jeder ehrlicher Mann dem andern bestehen müsse. Er setzte hinzu: er wolle mit eben der Ehrlichkeit und Freundschaft, womit er ihn vor Unglücke gewarnt habe, ihm nicht allein zur Flucht nach Deutschland behülflich seyn sondern sogar auch mit Gelde helfen; wenn ihm Gebaldus nur den Vorrath und das Verlagsrecht der Werke des

Kollegianten, besonders des gelehrten Tagesbuchs, abtreten wolle. Sie wurden bald um etwa hundert Gulden einig, worüber van der Kuit, mit der ihm eignen Thätigkeit in Geschäften, sogleich eine Verschreibung aufsetzte und auch unverzüglich das Geld auszahlte.

Darauf eilte van der Kuit dienstfertiger Weise, den Gebaldus unter fremdem Namen auf die Post nach Arnheim einschreiben zu lassen, ging auch hernach nicht einen Augenblick von ihm, bis er ihn den andern Morgen früh um sechs Uhr nach dem Eingel *) gebracht hatte, und ihn und sein wenigcs Gepäck wohlbehalten auf dem Postwagen sah.

Gebaldus fuhr in großer Herzensangst fort, und sah sich beständig um, ob nicht ein Wagen mit Gerichtsdienern hinter ihm käme um ihn einzuholen. Diese heftige Gemüthsbewegung hatte auf seine Gesundheit einen solchen Einfluß, daß er Abends ein heftiges Fieber hatte, als er in Arnheim ankam. Er wollte sich dennoch, der eingebildeten Gefahr

*) Ein Platz in Amsterdam, wo alle Morgen die Post nach Arnheim abfährt.

wegen, nicht einen Augenblick aufhalten. Gleichwohl war es zu spät, annoch wieder aus der Stadt zu kommen; er mußte also voll Sorge und Bekümmerniß die Nacht aushalten. Des Morgens aber, mit Tagesanbruche, ging er in größter Eil zu Fuße nach dem zwey Stunden entlegenen ersten Alvischen Städtchen Sebnauer, wo er von Fieberhitze und Ermattung übernommen, liegen blieb.

Die Krankheit ward gefährlich, und da er nach etlichen Wochen zu genesen anfang, war durch die Kosten der Reise, des Wirths und des Arztes, sein Geldvorrath fast gänzlich aufgezehret, so daß er in großer Schwachheit und Armuth weiter schlich. So kurz seine Tagereisen waren, so mußte er fast immer einen Tag um den andern wegen großer Mattigkeit liegen bleiben, bis er endlich in einem Dörfchen wieder vom Fieber ergriffen wurde, so daß er nicht weiter konnte. Er ließ den Muth gänzlich sinken, erwartete alle Nächte ruhig den Tod, bey Tage aber hatte er kaum so viel Kraft sich bis an den Eingang des Dorfs zu schleppen, wo er beflissen war den

Reisenden das Heß aufzumachen, und von
ihrem geringen Almosen nur kümmerlich sein
Leben hinhalten konnte, dessen er nun völlig
satt war.

Ende des siebenten Buchs.

Achttes

Achtes Buch.

Erster Abschnitt.

Die frische Luft, und der wohlthätige Einfluß der Sonne, gaben unvermerkt dem matten Körper des Gebaldus wieder einige Kräfte. Daben ward auch sein Geist ruhiger, und er fing an seinen elenden Zustand zu ertragen.

Eines Tages sah er zwey Leute zu Pferde von weitem ankommen, einen mit einem blauen Grack bekleidet, auf einem muthigen Hengste, und den andern in einem rosenrothen Rocke mit silbernen Fränzen, auf einem gemächlichen Paßgänger. Er eilte, so geschwind als es seine Schwachheit erlaubte, das Heß aufzumachen, und zeigte, indem er seine Müße abzog, sein vor Alter, Ungemach und Gram gereiftes Haupthaar.

Geb. II. III.

6

Als die Reiter näher kamen, meinte der Blaurock, für seinen Stüber noch den dienstfertigen Thorwärter hohnreden zu dürfen.

»Alter Knafterbart!« rief er, in einem Tone der spaßhaft seyn sollte: »was für einen zureichenden Grund hast du, das Heß aufzumachen?«

»Ich habe einen determinirenden Grund,« sagte der Alte mit bescheidener Miene: »Krankheit und Mangel haben mich auf diesen Posten gestellt.«

»Determinirend?« schrie der Blaurock mit einem lauten Gelächter: »ich glaube wahrhaftig, in dem zerrissenen Kittel steckt ein verdorbener Crusianer. He! weißt du nicht auch 'ne kleine Weissagung aus der Apokalypse?«

»Ja,« sagte Gebaldus, und sah ihn ernsthaft an: »Siehe ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen wie seine Werke seyn werden.«

»Ha! Ha! Ha!« rief der Blaue, »er mo-

) Offenb. Joh. XXII, 12.

»ralisirt auch! Wahrhaftig, Herr Säugling,«
 (denn die beiden Reiter waren niemand an-
 ders als Säugling und Rambold) »siehe da,
 »eine Scene für ihren empfindsamen Roman,
 »der Kerl hat einen wahren Lorenzokopf!
 »Hat er nicht?»

Dieses zu verstehen, muß man wissen,
 daß Säugling, seitdem ihm die Gräfinn ab-
 gerathen hatte Verse zu machen, auf den Ge-
 danken gekommen war, einen Roman zu
 schreiben, worin ihn Rambold bestärkte, da-
 mit er Gelegenheit hätte ihn täglich damit
 aufzuziehen.

Rambold warf seinen Stüber hin, und
 sprengte fort; Säugling ritt vorbey, indem
 der Alte sich bückte, aber kaum war er vier
 Schritte weg, so kehrte er um und steckte dem
 Alten, mit einem herzlich mitleidigen Blicke,
 einen Gulden in die Hand.

Ob er der Armuth, oder der schönen
 Scene, oder dem Lorenzokopfe das Almosen
 gegeben habe, kann niemand, auch vielleicht
 der Geber selbst nicht, bestimmen. Genug,
 Gebaldus rief:

»Gott segne Sie, junger Herr! Auch
 »den Segen eines armen alten Mannes

»läßt Gott auf einem mitleidigen Jünglinge
»ruhen.«

Säugling spornte sein Pferd, und da er
Rambolden einholte, floß ihm eine Thräne
sanft die Wange herunter.

»Ich glaube gar, Sie weinen,« spottete
Rambold: »Pfui! wer wird so weibisch sehn!«

Säugling vertheidigte seine Empfindsam-
keit, Rambold fiel in seine gewöhnliche Schrau-
berey, und so ritten sie weiter.

Der Leser wird vermuthlich wissen wollen,
wie Säugling und Rambold hier so in der
Nähe erschienen. Sie waren von dem Schlosse
der Gräfinn gerade nach Wesel gegangen,
wohin sie Säuglings Vater beschieden hatte,
weil er sich daselbst Geschäfte wegen eine
Zeitlang aufhielt. Nach deren Endigung
ging er, obgleich der Herbst schon eintrat,
mit seinem Sohne und dessen ehemaligem
Hofmeister nach einem Gute, das er in der
dortigen Gegend gekauft hatte. Säugling
war seitdem beständig bey seinem Vater ge-
blieben, wo er seinen poetischen Phantaseyen
ungestört nachhangen konnte. Rambold hin-
gegen, der weiter keine Hoffnung hatte durch
die Frau von Hohenauf befördert zu werden,

nachdem, zu seinem Erstaunen, Mariane gleichsam verschwunden war, rechnete zwar einigermaßen auf den alten Säugling; weil aber der Aufenthalt bei demselben, besonders im Winter, für seinen unruhigen Geist viel zu einförmig war: so machte er Bekanntschaft mit dem Herrn von Haberswald, einem benachbarten Edelmann. Dieser war, so wie Rambold, ein Liebhaber des Trunks, des Spiels und der Jagd, und hielt, so wie jener, eben nicht auf die strengste Sittenlehre; daher durch diese Gleichheit der Neigungen die Freundschaft sehr bald so heiß ward, daß der Herr von Haberswald nicht einen Augenblick ohne seinen Rambold seyn konnte, und ihn vermochte ganz zu ihm zu ziehen. Zuweilen besuchte indeß Rambold noch seinen ehemaligen Bögling, und eben an diesem Tage war er mit ihm spazieren geritten, um einen sehr schönen Sommertag zu genießen.

Als sie nach Hause kamen und Rambold gegen Abend nach dem Rittersitze des Herrn von Haberswald zurückgekehrt war, beschäftigte sich Säugling den Rest des Abends mit Gebaldus Figur, die in sein weiches Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er ließ

den andern Morgen ein Kariol anspannen, und fuhr allein nach dem Dorfe, wo Gebaldus wieder am Hecke zu finden war. Auf Verlangen erzählte ihm der Alte seine vornehmsten Unglücksfälle. Säugling war zu gutmüthig, um einen solchen Mann länger in einem so traurigen Zustande schmachten zu sehen. Er ließ ihn neben sich ins Kariol sitzen, fuhr mit ihm nach seines Vaters Dorfe zurück, befahl ihm einem Pächter an, versorgte ihn mit reiner Wäsche und Kleidern und mit nöthigen Nahrungsmitteln.

Beym Mittagstische erzählte er seinem Vater die Begebenheiten des unglücklichen Alten, und zugleich, daß er denselben bey dem Pächter untergebracht habe. Ob die Befriedigung der kleinen Eitelkeit, seine gute Handlung auch andern Kund zu thun, an dieser Erzählung mehr oder weniger Antheil könne gehabt haben, als die Begierde seinen Vater zur fernern Wohlthätigkeit gegen Gebaldus zu veranlassen: wird jeder Schreiber einer theologischen Moral, je nachdem die Falschheit der menschlichen Tugenden mit seinem Lehrgebäude mehr oder weniger verbunden ist, zu bejahen oder zu

verneinen wissen. Genug, des alten Säuglings Neugier ward erregt, und er begehrte den Gebaldus selbst zu sprechen.

Zweyter Abschnitt.

Der Säugling der Vater war ein Mann der weder große Tugenden noch große Laster hatte. Sein natürliches Phlegma verließ ihn nur bloß in dem Falle, wenn er im Handel einen sichern Gewinn vor sich sah. Daher hatte er, vom ersten Anfange des Krieges an, viel mit Lieferungen für die Armeen zu thun, wodurch er einen Reichthum erwarb, der selbst seine Erwartungen überstieg. Den Werth des Geldes kannte er zwar so gut als jemand, doch war er eben nicht geizig, ob er gleich auch nichts vom Verschwenden hielt. Sobald der Krieg zu Ende zu gehen schien, und er die Möglichkeit sah daß ein Lieferant Schaden haben könnte, entsagte er allen fernern Unternehmungen, und kaufte dieses Rittergut, wo er nunmehr seine großen Reichthümer genießen wollte. Er fand aber bald, dies möchte, sonderlich mit einem Geiste ohne Kenntnisse und ohne Thätigkeit, schwerer

seyn, als er wohl anfänglich gedacht hatte. Er fing an zu bauen, ward aber sehr bald fertig, mit einem Hause das schon größer war als er es brauchte. Es fanden sich zu ihm bald Kunstkenner, fleißige betriebsame Personen, welche ausdrücklich für reiche Leute die keine Kenntnisse haben, aus Werken der Stümper und Lehrlinge, Gemälde der größten Meister verfertigen lassen, und sie, durch verdorbenen Firniß und verschossenes Kolorit, meisterhafter Weise zu erheben wissen. Diese verfehlten aber bey ihm gänzlich ihren Zweck, weil sie ihm den ersten, allen reichen Kunstliebhabern nöthigen, Schritt nicht abgewinnen konnten, nemlich ihm einzubilden, daß er Geschmack besitze. Sie vermochten daher nicht, ihn dahin zu bringen sich ein Kabinett anzuschaffen, weil er ihnen immer mit dummer Ehrlichkeit ins Gesicht gestand, daß er an ihren so schön gepriesenen Rubens, van Dyk, Guercino und Luca Giordano keine Augenweide finden könne, und daß ihm die Bildnisse seiner Voraltern, mit ihren Krägen, güldnen Ehrenketten und Knotenperücken viel besser gefielen. Alles was ihnen übrig blieb, war ihm ein Paar von Jakobs van

der Laenen oder Jan Steens Fragen gemälden anzuschwägen; bey denen nicht viel verdient wurde, weil sie wirklich ächt waren. Sie verließen ihn also, mit vielem Achselzucken über seine unbegreifliche Unwissenheit. Es fanden sich zwar andere Leute von Geschmack, welche ihn lehren wollten, seinen Garten nach der neuesten englisch-chinesischen Art anzulegen, die damals in Westphalen noch ganz unerhört war. Da aber zu diesem Behufe der größte Theil seines Parks umgehauen, und zu Folge der erhabenen Nachahmung der Natur, ein chinesischer Thurm, und hinter demselben verschiedene Wildnisse, Felsen und Abgründe gerade auf dem Plage angelegt werden sollten, wo sein bestes Franzobst und alle seine Spargelbeete befindlich waren; so folgte er wieder seiner einfältigen Überlegung, daß er vermittelst dieser Verbesserung viele Jahre lang weder Spargel noch Obst kosten und vielleicht Zeit Lebens nie wieder Schatten und Kühlung genießen würde, und ließ alles wie es war. Er hatte zwar gern Gesellschaft gehabt, und setzte sich daher auf den Fuß offene Tafel zu halten; aber es kam selten jemand, weil ihn der benachbarte Adel

über die Achsel ansah. Der Herr von Habermwald, welcher ihn freylich wegen der Rehe und Hasen seiner Wildbahn und wegen des guten Weins in seinem Keller, oft besuchte, war ihm zu lärmend, so wie Rambold zu spitzfindig und höhnisch. Sein Sohn blieb folglich seine einzige Gesellschaft. Er hörte dessen Gedichte auch wohl bey seiner Nachmittagspeise an, und freuete sich, wenn er, bey seiner Morgenpeise, in den Zeitungen zuweilen, schwarz auf weiß, las, daß derselbe ein großer Poet wäre; aber dies wollte doch gegen seine große Portion von länger Weile nicht aushalten, wovider er, nach langem Nachsinnen, nichts erdenken konnte, als daß er begann, da die Winterabende allzumal melancholisch wurden, wöchentlich drey mal Veststunde zu halten.

Da er nun den Sebalduß kennen lernte, warf er die Augen auf ihn, als einen Mann, der geschickt wäre ihm beständig Gesellschaft zu leisten. Sebalduß war ungefähr von gleichem Alter, von gleichem ruhigen Gemüthe, er konnte beständig um ihn seyn, konnte von sehr vielen Sachen sprechen, die dem alten Säugling doch einige Beschäftigung darboten,

ohne seinen zur Bemühung nicht gewohnten Geist durch Anstrengung zu ermüden.

Er trug also dem aufgefundenen Armen nebst freyer Kost und Wohnung, ein jährliches Gehalt an, welches, wie leicht zu errathen, sehr willig angenommen ward. Dieser kam dadurch aus dem tiefsten Elende in einen Stand der Ruhe und Gemächlichkeit, der ihn aufs neue zum Genuße des Lebens empfindlich machte. Der Hauch vaterländischer deutscher Luft erweckte wieder das Verlangen nach seiner Tochter und nach seinem Sohne. Bloß der gänzliche Mangel an Nachricht von diesen geliebten Kindern unterbrach zuweilen die Behaglichkeit in der er lebte, und die seine leicht zu befriedigende Wünsche sonst ganz erschöpfte.

Seine vornehmste Pflicht war, beim Frühstück die Zeitungen aller Art vorzulesen. Der alte Säugling hatte diese Lektur, von der ersten Zeit seiner Einsamkeit an, als ein hauptsächliches Hülfsmittel wider die lange Weile gebraucht. Die Zeitungen geben undenkenden Köpfen eine so unschuldige Gelegenheit, ihre wenigen Seelenkräfte auf eine halbe Stunde in eine Art von Bewegung zu

setzen, und veranlassen wohl noch ein viertelstündiges Gespräch bey der Mittagstafel, wo ihnen oft der Bissen viel leichter in den Mund, als das Wort aus dem Munde zu gehen pflegt; daß sie ihnen, des Morgens, zu einer eben so nothwendigen Seelennahrung geworden sind, als das Kartenspiel des Abends. Dazu kam, daß die Zeitungsschreiber damals, wenigstens monatlich ein paar mal, Besorgniß wegen eines bevorstehenden Krieges äußerten. So oft dieses geschah, berechnete der alte Säugling, in Gedanken und oft auch auf dem Papiere, wie viel Lieferungen von mancherley Art für die Armeen nöthig seyn möchten, und machte Entwürfe, wie sie in den verschiedenen Ländern wo der Schauplatz des Krieges vorausgesetzt ward, könnten herbeschafft werden. Denn ob er gleich gar nicht willens war selbst wieder etwas zu unternehmen, so waren doch Spekulationen dieser Art, wie er aus der Erfahrung sehr wohl wußte, ein sicheres Mittel, seinen Geist in der anspannungslosen Thätigkeit zu erhalten, wodurch der Körper, die vornehmste Sorge reicher müßiger Leute, so wohlbehaglich genähret wird, daß alle sechs

nicht natürlichen Dinge^{*)} in der besten Ordnung von Statten gehen.

Ein gleiches wirksames Hülfsmittel waren die vielen Zahlenlotterien, wovon ihm die Zeitungen Nachricht mittheilten. Er setzte in alle. Die Spekulationen über die an verschiedenen Orten herausgekommenen und noch herauszukommenden Zahlen, die Komposition und Dekomposition verschiedener Einsetzungsarten, und dergleichen mehr, führten ihn in so mancherley ernsthaft aussehende Rechnungen, aus denen so viele sonderbar scheinende Resultate entsprangen, daß er zuweilen verleitet ward, seine Hirngespinnste mit Wohlgefallen für mathematische Einsichten zu halten. Dazu kam, daß die geringe Furcht zu verlieren und die größere Hoffnung zu gewinnen, der Verdruß die Zahlen verfehle, und die Freude sie errathen zu haben, seine sonst so leere Seele mit etwas Leidenschaft ähnlichem erfüllte, welches machte, daß er weniger träge zu denken und lebhafter zu

*) Die Ärzte begreifen unter dieser Benennung: Athemholen, Speise und Trank, Ausführungen, Schlaf, Bewegung, Leidenschaften.

sprechen begann, und wodurch zugleich seine Säfte in so ordentlicher Wirkung und Gegenwirkung erhalten wurden, daß er nie weniger von Indigestionen zu befürchten hatte, als kurz vor und kurz nach den verschiedenen Ziehungstagen. Man kann also leicht erachten, wie sehr er in guter Gesundheit erhalten worden, da verschiedene Patrioten in verschiedenen Provinzen Deutschlands sorgen, daß keine Woche vorbeigeht ohne daß irgendwoher den Reichen ein so stattliches Digestivmittel dargeboten werde, für sie allemal wohlthätig oder unschuldig, und nur bloß den Armen zuweilen etwas allzu drastisch. Wenige Tage nachdem Gebaldus in sein Amt eines Zeitungslesers eingesetzt worden war, stand in einer Zeitung die Gewinnliste, ich weiß nicht welcher Zahlenlotterie. Er mußte sie ganz vorlesen, weil sie dem alten Gängling, wegen vieler Spekulationen über die Folge der Zahlen in dieser Lotterie, sehr interessant war. Gebaldus verstand eben so wenig davon, als ob sie polnisch geschrieben wäre. Der alte Gängling hingegen, der schon mehrmal wenn er in den Zeitungen über manche Namen und Sachen zweifelte, Ge-

Baldus historische und geographische Kenntnisse nachgebend hatte annehmen müssen, that sich jetzt was rechts darauf zu Gute, ihm erklären zu können, was Umbe und Terne und andere zur Lotterie gehörige Worte bedeuteten. Er gerieth dabey in solchen Eifer, daß er dem Sebaldu anlag, sich fünf Zahlen auszulernen und auf dieselben zu setzen. Sebaldu hatte keine Lust, und verrichtete sich in die Logik der Wahrscheinlichkeit, um zu beweisen, daß keine Zahl vor der andern mehr Wahrscheinlichkeit herauszukommen habe, und daß er also keine vor der andern zu wählen wisse. Der alte Säugling, voll Begierde, vermeinte auf dem rechten Wege zu seyn, indem er den Inhalt des arabischen Lotteriewahrsagers und des Vademecums für Zahlenlotterien, mit seinen daraus gezogenen Deutungen und Verbindungen, dem Sebaldu vorerzählte. Zuletzt, nach vielem Hin- und Wiederreden, verblieb Säugling — wie es einem reichen Manne gegen seinen Hausgenossen gebühret — auf seiner Meinung, und verlangte: Sebaldu sollte nur Eine Zahl anzeigen die er im Sinne hätte, so wolle er ihm die übrigen vier daraus ziehen.

Sebalduſ ſagte: »In meinem Sinne iſt gar keine Zahl, als die Zahl 666.«

»Gut!« rief der alte Säugling: »Sehen Sie — 6 und 66 iſt drin, verdoppeln Sie die erſte und theilen die letztere, kommt 12 und 33, ziehen Sie dieſe beiden von einander ab, bleibt 21. — Sehen Sie: 6. 12. 21. 33. 66. — Da haben wirs — aber wahrhaftig ſchlechte Zahlen. — Die einzige 21 iſt gut. Sie verſtehen's Spiel noch nicht, Herr Nothanker, das ſieht man. Die geraden Zahlen kommen dieſes Jahr in dieſer Lotterie nicht heraus, am wenigſten in dem erſten Funfzig. Aber ſo iſts, ſolche junge Anfänger müſſen Lehrgeld geben. Bleiben Sie nur bey Ihren Zahlen. Ich will Ihnen meine nicht ſagen, aber die 21 iſt dabey. Wir wollen ſehen, über drey Wochen, wenn die Ziehung vorbey iſt! Die 21 kommt heraus, und noch eine Zahl. Aber ſt! — Laſſen Sie uns die Säge reguliren. Sie ſollen Sechs Thaler ſetzen, dieſ iſt allemal mein Gaß in jeder Lotterie.«

Der alte Säugling beſorgte den Einſaß, neß ſeinem eigenen, und ſtellte dem Sebalduſ den Schein zu. Zugleich machte er, bey Vergleich

Vergleichung der Sätze, seiner Einsicht nochmals ein Kompliment, und spekulierte, wie gewöhnlich, noch einige Tage über verschiedene Verbindungen der Zahlen, wogegen Gebaldus die Sache vergaß, da sie kaum geschehen war.

Dritter Abschnitt.

Einige Zeit darauf, fiel Säugling der Vater als er nur seinen gewöhnlichen Frühlingschnupfen zu erhalten vermeinte, plötzlich in ein starkes Fieber, welches ihn einige Tage lang bettlägerig hielt. Da er sich besserte, und einmal Nachmittags ruhen wollte, machte Gebaldus in Gesellschaft des jungen Säuglings einen kleinen Spaziergang. Eben unter der Zeit, kam Rambold angeritten. Als er auf diese Art niemand sprechen konnte, durchlief er aus langer Weile die Zeitungen, und überlas die Aufschriften der Briefe, die der Postbote vor kurzem gebracht hatte und die noch auf dem Tische lagen. Er fand unter den Briefen einen an den jungen Säugling, dessen Handschrift ihm bekannt schien, und steckte ihn zu sich, um einen Schabernack dar-

Geb. II. III.

5

mit zu machen, wovon er, wie wir schon wissen, ein Liebhaber war. Ehe er sich aber recht darauf bedenken konnte, kam der junge Säugling schon zurück, und mit ihm Sebal-
 dus, den er hier noch nicht gesehen hatte. Dieser entfernte sich sogleich wieder, um nach dem Kranken zu sehen, und ließ Rambolden freyes Feld, Säuglingen wegen seiner Nei-
 gung zu einem Bettler, gewöhnlicher Art nach, aufzuziehen. Dennoch hörte er Säuglings
 Erzählung von Sebalduß Namen, Stand und Begebenheiten mit besonderer Aufmerksamkeit an, fragte auch selbst, mit mehr als gewöhn-
 licher Neugier, nach verschiedenen Umständen. Da indeß Säugling fortfuhr, mit warmer
 Theilnehmung die Geschichte zu erzählen, schien Rambold etwas betroffen zu seyn, ward
 wider seine Gewohnheit ernsthaft, stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und
 nieder, lehnte sich unruhig ins Fenster, nahm, ohne daran zu denken, den Brief aus der
 Tasche, erbrach ihn in der Zerstreung, las ihn, ward feuerroth, nahm mit einemmale
 eine ganz andere vergnügte Miene an, schlug in die Hände, sah nach der Uhr, brach kurz
 ab, rief aus dem Fenster, man solle sein

Pferd gleich satteln, sagte, er müsse unumgänglich gleich wieder nach Hause, umarmte Säuglingen, schwang sich aufs Pferd, und ritt schnell davon.

Säugling wußte nicht, welcher Veranlassung er Rambolds plötzlichen Ausbruch zu schreiben sollte; da er indeß an demselben schon mancherley Launen gewohnt war, so dachte er weiter nicht daran, oder glaubte vielleicht wirklich, Rambold werde durch ein Geschäft nach Hause gerufen. Dieser hingegen ritt einen ganz andern Weg; wie berichtet werden soll, wenn wir erst zurückgesehen haben wo Mariane blieb, von der wir, seitdem sie dem Obersten entsprang, keine Nachricht erhalten haben.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Mariane beynahe eine halbe Meile lang so geschwind sie konnte, gelaufen war, mußte sie sich endlich, unweit der Landstraße, aus Mangel des Athems, niedersetzen. Als sie sich ein wenig erholet hatte, fing sie an, ihren Zustand zu überdenken. Sie sah sich in einer unbekannten Gegend, von jeder

man verlassen, und mußte befürchten, ihrem Nachsteller, der sie vermuthlich verfolgen lassen würde, wieder in die Hände zu gerathen. Als sie indeß in ihrer Tasche ihr Geld wiederfand, so verzweifelte sie nicht an der Möglichkeit sich geschwinder zu entfernen; und da eben ein Bauernwagen vorbeysuhr, setzte sie sich auf denselben und ließ sich unverzüglich weiter bringen. Sie kam auf diese Art, benähe ohne auszuruhen, von Dorfe zu Dorfe, in der Absicht des Frenherrn von D*** Güter zu erreichen. Da sie aber selbst den Weg dahin nicht recht wußte, und niemand als Bauern darum fragen konnte, deren Kenntniß sich gemeiniglich nicht weiter als einige Tagereisen in die Runde erstrecket; so ward sie anstatt ins Hildesheimische, tief in Westphalen hineingefahren. Nach einer ununterbrochenen Reise von acht Tagen fiel ihr das eingefallne Regenwetter beschwerlich, da sie nur ganz leicht bekleidet war. Indeß bestand sie doch darauf weiter zu fahren, bis ein Platzregen und Ungewitter sie nöthigte, in ein im Walde stehendes einzelnes Haus abzutreten. Der Regen hörte den ganzen Tag nicht auf; der Bauer wollte nicht warten weil

er morgen einen Hofedienst zu thun hatte; und da sie von dem Bewohner des Hauses, der in seiner Jugend Soldat gewesen war und daher die Gegend weit und breit kannte, auf ihre Erkundigung nach dem Wege vernahm, daß sie sehr weit von dem Hildesheimischen entfernt sey: so entschloß sie sich kurz, den Bauer abzulohnen, und bis zur Besserung des Wetters in diesem Hause zu bleiben.

Es ward von einem Greise, seiner Frau und seiner Tochter bewohnt, die sich theils vom Spinnen erhielten, der gewöhnlichen Winternahrung der Westphälischen Hausleute, theils die Milch einer Kuh, und die Früchte eines Krautgartens verzehrten, der durch ihren eignen Fleiß war urbar gemacht worden. Der alte Hauswirth verband mit der treuerzigen Ehrlichkeit eines Landmanns, die Weltkenntniß welche durch lange Feldzüge erlangt wird. Er hatte mit seinem Gutsherrn, der sein Oberster gewesen war, alle Gefahren der Feldzüge in Brabant getheilt, und in allen Vorfällen sich ihm so ergeben gezeigt, daß der Gutsherr, aus edler Dankbarkeit, das Schicksal seines treuen Kriegskameraden zu verbessern suchte. Er ward im Alter auf Leib-

zucht *) gesetzt, der Hof aber seinem Sohne gegeben. Der Markenherr verlieh seinem ehemaligen Kriegsgefährten nicht allein aus der Mark einen beträchtlichen Zuschlag, und ließ dessen Tochter, von Hofediensten frey, mit auf die Leibzucht ziehen, sondern baute ihm auch in einem angenehmen Sundern **) ein eigenes bequemer Haus mit einem Schornsteine, so daß sich der Leibzüchter nicht, wie seine Nachbarn, mit seinen Schinken zugleich räuchern durfte. Dabey hatte er, unter seinem Strohdache, eine besondere abgeschlagene Kammer, welche eigentlich diente seinen Wintervorrath zu verwahren, jetzt aber Marianen zur Schlafkammer angewiesen ward.

Sie genoß darin, nach einer ungewohnt langen Reise, die erste Nacht eine süße Ruhe.

*) Leibzucht heißt in Westphalen die Wohnung eines vom Hofe abgegangenen Bauers.

**) Ein Sundern heißt in Westphalen ein beträchtliches Gehölz, welches in Absicht der Viehweide offen, aber was das Holz betrifft, davon gesondert, oder einem Herrn zuständig ist. Man sehe Mörsers patriotische Phantasieen, 1ter Th. S. 493.

Des Morgens stand sie erquickt auf, das Wetter hatte sich abgeklärt, sie sah aus dem Fenster das Wäldchen im schönsten Laube, und hinter demselben grüne Wiesen. Als sie herunter kam, ward sie von den Hausleuten mit ländlicher Gastfreundschaft empfangen. Nach dem Frühstücke spazierte sie in der umliegenden Gegend, wo sie die Natur in aller ihrer Schönheit fand. Sie irrte auf einem Fußsteige, der zwischen dichten Büschen zu einem kleinen grün bewachsenen Hügel führte, neben dem sich ein klarer Bach schlängelte. Diese Gegend schien ihr ungemein reizend. Sie bestieg den kleinen Hügel, von welchem sie in dem Wäldchen umherschaun konnte, und in der Ferne die Aussicht auf wallende Getreidefelder hatte. Hier überlegte sie ihren Zustand. Sie sah, daß sie von dem Zwecke ihrer Reise weit entfernt war, daß sie, wenn sie auch wieder zurückkehren wollte, nicht gewiß wissen könne, in welchen Gesinnungen sie den Herren von D*** finden möchte, daß sie vielleicht von ungefähr dem Obersten wieder in die Hände fallen könne u. dgl. m. Dagegen schien ihr dieser Winkel der Erde ganz paradiesisch zu seyn. Es dünkte

also ihrem ohnedies etwas zum Romantischen geneigten Geiste das zuträglichste, wenn es möglich wäre, in diesem Aufenthalte der Ruhe und der Unschuld von der ganzen Welt abgesondert zu leben.

Sie entdeckte diesen Voratz ihren Wirthsleuten, welche sich denselben wohl gefallen ließen, falls sie mit ihrem Hauswesen, so wie es war, vorlieb nehmen wollte. Mariane war vielmehr entzückt darüber. Ihr Wirth, mit seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte, und mit seiner ungekünstelten Aufrichtigkeit, kam ihr, nebst seiner redlichen Hausfrau, wie Philemon und Baucis vor, das Häuschen wie ein Tempel, und die Gegend wie eine arkadische Flur. Alles verschönerte sich in ihren Augen. Wenn sie mit Spinnen und andern häuslichen Arbeiten einen Tag zubrachte, einen andern mit Besorgung der Mischammer, oder wenn sie einmal ihr eigenes Gericht pflücken und in den Topf werfen konnte, glaubte sie, aus dem Prunke eines verderbten Zeitalters zur Einfalt und auch zur Unschuld der ersten Welt zurückgekehrt zu seyn. Wenn sie am Abende mit der Tochter ihres Wirthes, einem guten Mäd-

hen, nach dem Hügel spazierte, oder sich mit ihr am Rande des Baches ins Gras setzte, schien sie sich zu den Nymphen Dianens zu gehören; und wenn sie sang, welches oft geschah, schienen ihr die Hamadryaden aus dem Walde von fern zu antworten.

Wahr ist's inzwischen, daß diese reizenden Vorstellungen, wie mehrere poetische Phantasieen ins gemeine Leben gebracht, nicht allzulange Stich hielten, und daß, nach einem Monate, die gute Mariane ihre Einbildungskraft schon anstrengen mußte, wenn sie in das seelenvolle Gefühl übergehen wollte, das ihr anfänglich so natürlich war. Als aber vollends der späte Herbst die Blätter streifte, und der Nordwind mit ungestümem Brausen jeden Schritt außer dem Hause verwehrete, sank Philemon in ihrer Idee wirklich zu einem gemeinen Bauern herab, und Baucis zu einer westphälischen Hausmutter, die auch wohl, wenn ihr in der Wirthschaft nicht alles nach Sinne ging, schelten und schmolten konnte. Der Tempel ward wieder eine enge und unbequeme Hütte, in welcher zuweilen die harte Kost nicht schmecken wollte, so sehr sie der Einfalt unschuldige

ger Hirrenvölker gemäß war. Ja, Mariane hat nachher gestanden, sie sey zuweilen, ihrer phantasiereichen Vorstellungen ungeachtet, bey einem patriarchalischen Milchbrey in einer hölzernen Catte, nach einem wohlfiltrirten Kaffee in meißnischer Schaalē lüstern gewesen.

In den ersten Tagen dieser ländlichen Einsamkeit, hatte sie sich, in liebliche Ideen von arkadischer Unschuld versenkt, bereden wollen daß ihr Herz von Liebe frey sey. Aber eben diese kleinen empfindsamen Schwärmeleyen öffneten es jedem süßen Eindrücke. Sie lebte die vorigen glücklichen Zeiten in Gedanken noch einmal, sie erinnerte sich ihres Säuglings ehrerbietiger, zärtlicher, inbrünstiger Gefinnungen, sie besann sich, wie er sich ihrer bey einer schimpflichen Beleidigung angenommen hatte. Dann machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihm, wider ihre Neigung, so kalt begegnet sey, und konnte nun nicht begreifen, wie sie ihr Herz vor ihm nicht habe ausgießen wollen.

Diese Erinnerung war ihr einziger Trost, als im Winter, durch Langeweile und Widerwillen, ihr Geist täglich mehr zu erschaffen begann. Sie wiegte sich in dem Gedanken,

daß Säugling sie wirklich noch liebe, daß sie noch einst mit ihm vereinigt und glücklich seyn werde. Sie maß seinen Schmerz von ihr entfernt zu seyn, nach dem ihrigen ab, und fand oft Wollust darin, wenn sie, indem sie ihren eignen Schmerz beweinte, den Schmerz ihres Geliebten zu beweinen glaubte.

Als bey herannahender milderer Witterung alle ihre Empfindungen heiterer wurden, drangen mit jedem Frühlingshauche die zärtlichen Gefühle tiefer in ihre Brust. Säuglings Bild spiegelte sich ihr in jedem hervorgrünenden Blatte, in jeder entfalterten Knospe. Bey ihren einsamen Spaziergängen nach dem Bächlein begleitete es sie. Dann saß sie in wonnetrunknem Staunen, dann glaubte sie es zu umfassen, dann sprang sie auf, erröthend vor ihrem eignen Phantome. Dann wandelte sie am Ufer und sang Lieder die er auf sie gemacht hatte, zu dem Galle des kleinen Stroms, der über glatte Kiesel hinabrieselte, und indem er sich ausbreitete, den lieblichen Wiesengrund zu Entsprössung neuer Blumen besauete.

Mit diesen anmuthsreichen Phantasieen verband sie auch Betrachtungen über ihren

gegenwärtigen Zustand. Sie fühlte, es sey ihr unmöglich noch einen Winter in diesem Hause zuzubringen; gleichwohl sah sie auch kein Mittel, wie sie auf eine anständige Art ihre Lage verändern könne. Sie schien sich einzeln, und von der Welt ausgeschlossen zu seyn, besonders nachdem sie auf einen Brief an Hieronymus schon seit ein paar Monaten keine Antwort erhalten hatte, vermuthlich weil er ihm nicht zu Händen gekommen war. Da nunmehr ihre Liebe zu Säuglingen sich ihrer ganzen Seele bemächtigte, und sich das Verlangen von seinen Gesinnungen gegen sie unterrichtet zu seyn, in ihre innerste Gedanken einflocht; so entschloß sie sich endlich, nach vielem vergeblichen Zaudern, ihm nach Wesel, wohin sie wußte daß er mit Rambolden hatte reisen sollen, ihren Aufenthalt zu melden.

Der Entwurf dieses Briefes kostete verschiedene Tage. Sie hatte sich fest vorgenommen, alle Merkmale der Liebe daraus wegzunehmen, und bloß als ein unglückliches Frauenzimmer zu schreiben, das sich, von jemandem verlassen, an einen edelmüthigen Jüngling wenden muß. Aber sie hatte die

Spuren ihrer Empfindungen nicht ganz auslöschten können; denn die Liebe, wie ein süßer Geruch, duftet unvermerkt um sich. Säugling, dessen Gesinnungen den ihrigen so sehr entsprachen, würde auch gewiß unnennbare Wollust geföhlet haben, wenn er so glücklich gewesen wäre diesen Brief zu erhalten. Der Brief ward vom Postamte zu Wesel nach seines Vaters Gute gesendet, und war eben derselbe welchen Rambold erst aus Schäkerey einsteckte, und nachher aus Zerstreuung erbrach. Als er Marianens Wohnort daraus ersah, wollte er nicht einen Augenblick säumen zu ihr zu eilen, indem ihr Aufenthalt kaum eine Meile entlegen war.

Rambold that als ob ihn ein ungefährer Zufall dahin geführt hätte, und hütete sich wohl von dem gelesenen Briefe etwas zu erwähnen. Mariane verwunderte und freute sich, ihn zu sehen, in der Hoffnung, durch ihn Nachricht von ihrem Säugling zu erhalten. Aber er schwieg; und da sie endlich mit einigen Umschweifen nach demselben fragte, nahm er eine betrübte Miene an, und versicherte, weil ihm eben nichts anders einfiel,

daß Säugling gestorben sey. Diese Nachricht setzte Marianen außer sich. Rambold war zwar sehr bemüht, sie zu bereden, daß sie sich diesen Tod nicht gar zu sehr zu Sinne ziehen möchte, weil Säugling ein Häschen gewesen, der allen Frauenzimmern Süßigkeiten vorgesagt hätte; allein bey Marianen wollten diese leidigen Trostgründe keinen Eingang finden, daher kürzte er seinen Besuch ab, und ritt nach Hause.

Er unterließ indeß nicht oft wieder zu kommen, und ward von der bekümmerten Mariane gern gesehen, weil er sie an Säuglingen erinnerte, von dem er ihr auf ihre Fragen allerhand Märchen erzählte, welche, so unbeträchtlich sie waren, doch in Marianens zum Trauern gestimmter Einbildungskraft ein mitleidiges Wohlgefallen erregten.

Der Herr von Haberwald merkte Rambolds öftere Abwesenheit, und unterließ nicht ihn darüber zu hohnneckeln. Rambold mußte endlich gestehen, daß er ein hübsches Mädchen besuche, welches er zu seiner Frau machen würde wenn er eine Versorgung hätte. Herr von Haberwald spitzte hierbey die Ohren, und bestand darauf daß er ihn mitnehmen

sollte. Dies geschah, und weil Rambold dem Herrn von Haberwald einen Wink gegeben hatte, so wußte er sich so ehrbar und klug zu betragen, daß Mariane an beider Auf-
führung nichts auszufetzen haben konnte.

Als nach ihrer Zurückkunft bey einigen Flaschen Wein Marianens Schönheit von beiden Theilen war gepriesen worden, ward von dem Herrn von Haberwald die weise An-
merkung gemacht, daß eine hübsche Frau Pastorinn in einem Kirchspiele eine nützliche Sache wäre. Vermittelt dieser Äußerung er-
öffnete sich eine kleine Unterhandlung, die, umständlich auf dem Papiere beschrieben, Le-
fern von feinen Empfindungen, niederträchtig und widerwärtig scheinen könnte; obgleich im
Laufe der Welt, unter manchen Leuten ohne Bedenken dergleichen statt findet, eben weil
sie keine feine Empfindungen haben. Das Resultat derselben war, daß der Herr von
Haberwald feierlich versprach: sobald Ram-
bold von Marianen das Jawort erhalten hätte, solle er die Adjunktur des abgelebten
Pfarrers, mit einem bestimmten Gehalte, be-
kommen.

Rambold warb nun im Ernste um sie.

Mariane gab ihm zwar eine ausdrückliche abschlägige Antwort, und brachte in ihrem Herzen dem Andenken ihres Säuglings dieses Opfer. Indeß wiederholte Rambold, obgleich ohne Hoffnung einigen Erfolgs, so oft einen Antrag, über den, an sich, ein junges lediges Frauenzimmer niemals zornig wird, er mußte denn geradezu wider ihre Absichten streiten, daß ihn Mariane mit einiger Nachsicht anhörte. Die Heldinn eines Romans hätte freylich eine unverletzte Beständigkeit an den Tag legen, und sich eher tödten lassen müssen, als sich einem Gegenstande zu ergeben für den sie nicht die heißeste Liebe fühlte. Aber im gemeinen Leben haben wir häufige Beispiele, daß wohlgezogene Frauenzimmer, selbst in nicht so mißlicher Lage wie Mariane, wenn sie gleich zur innigsten Leidenschaft Zunder in sich fühlten, dennoch mit kalter Vernunft überlegt haben, was vieles junge Volk nicht wissen will, daß feurige Liebe nicht ewig in gleicher Anspannung dauern kann, und daß neben der Liebe, so wünschenswerth sie ist, noch mehrere Gegenstände in der Welt sind, woran edle Seelen auch denken dürfen. Da nun Rambold von Person nicht widrig war,

war, da er sich seit der ersten Zeit seines Umgangs mit Marianen in ihre Gemüthsart geschickt, und sich dabey so fein zu verstellen gewußt hatte, daß sie von seiner schlechten Seite fast nichts merken konnte; so ist schwer zu entscheiden, wozu sie vielleicht noch endlich sich möchte entschlossen haben, wenn das Schicksal, welches, wie die Poeten versichern, beständig über Verliebte wachen soll, ihr die Nachricht von Säuglings Leben fortdauernd verweigert hätte.

Fünfter Abschnitt.

Säugling, der seit Marianens Entführung von allen ihren Begebenheiten nichts wußte, blieb in der Zuneigung gegen seine Geliebte beständig. Sie war noch immerfort der Gegenstand aller seiner einsamen Phantasieen. An sie waren alle verliebte Verse gerichtet, die er nicht unterlassen konnte von Zeit zu Zeit zu machen. Er gab sich Mühe, obwohl fruchtlos, Nachricht von ihr einzuziehen. Er beklagte sich deshalb oft bey dem treulosen Rambold, welcher aber, besonders in den letzten Zeiten, seine Liebe zu einer ab-

Seb. N. III.

wesenden Person, die vielleicht wer weiß wo in der Welt herumschweifen möchte, mit gewöhnlicher Narrentheilung zu bespötteln suchte. Doch dieses konnte auf das Gemüth des treuen Säuglings, so empfindlich er sonst auch gegen das Lächerliche war, keinen Eindruck machen.

Ob nun gleich Mariane immer die Königin seines Herzens blieb, der alle seine Gedanken gewidmet waren, so würde doch seine so weiblich gestimmte Seele unglücklich gewesen seyn, wenn er nicht mit einem gegenwärtigen Frauenzimmer oft hätte umgehen können. Auf dem Gute seines Vaters aber war kein weibliches Geschöpf seiner Achtsamkeit würdig; ein Glück für ihn also, daß sich bald eine Gelegenheit fand, mit einem jungen Frauenzimmer in der Nachbarschaft bekannt zu werden!

Die Vestunden, welche Säugling der Vater zu halten anfang, machten ihn mit der Frau Gertrud bekannt, einer reichen Wittwe die in einem benachbarten Städtchen wohnte. Ihr seliger Gemahl, Herr Gertrud, war ein betriebsamer Mann, und beständig bedacht gewesen sein kleines Talent, so gut wie mög-

lich, und zwar hauptsächlich zu seinem eigenen
 Vortheile zu nuzen. Weil er wußte, wie viel
 leichter es ist, auf gutmüthigen Menschen zu
 reiten als pßiffige Kunden zu überlisten, und
 weil er von Natur ein ehrbares und bedäch-
 tiges Ansehen hatte, so trieb er sein Wesen
 hauptsächlich unter verschiedenen enthusiasti-
 schen und separatistischen Religionsparteyen.
 Er fügte sich ganz in ihre Einrichtungen,
 drang sehr geßiffentlich in die ihnen am Her-
 zen liegenden Glaubenspunkte ein, besorgte
 ihre Angelegenheiten, correspondirte mit den
 entfernten Bruderschaften, und vertheilte ihre
 Almosen. So hatte er sich lange bey den
 Herrnhutern aufgehalten, und war nur erst
 alsdann von ihnen geschieden, da man ihn
 über gewisse Verwaltungen brüderlich befragen
 wollte, über welche er brüderlich zu antwor-
 ten nicht gemeinet war. Seine Frau war
 ihm, ehe dies geschah, durchs Loos des Hei-
 landes zugefallen, und dieses Loos behagte
 ihm sehr wohl: denn sie war in ihrem neun-
 zehnten Jahre, hatte eine feine Haut, ein
 wohlbeleibtes Ansehen, und große blaue
 Augen, die sie bey geistlichen und weltlichen
 Entzückungen andächtig zu verdrehen pflegte.

Will man arboß 2 malgnal dganq

Als er starb, ließ er seiner Wittwe, nebst einem Vermögen von funfzigtausend Thalern, eine einzige Tochter, die Jungfer Anastasia Gertrud. Diese war jetzt in ihrem achtzehnten Jahre, und sah ungefähr eben so aus, als ihre Mutter zu der Zeit da sie dem Vater durchs Loos zufiel. Sie hatte das gebenedeyte Ansehn, welches der Frömmling aus der Zerknirschung des Herzens herleitet, und der Weltling zuweilen in ganz andern Verstande nimmt. Ihre Augen waren fast immer niedergeschlagen; doch wenn sie zuweilen aufsaßen, war ihr Blick sehr durchdringend, sank aber sogleich wieder ehrbarlich nieder. Sie trieb keine Kleiderpracht, und ging weder in Sammt noch Seide; jedoch das allerfeinste Leinen, die ausgesuchtesten Spitzen, die Bitse erster Sorte obgleich sittsamer Farbe, dienten eine sehr zarte Haut und eine volle Wange zu erhöhen, die, ohne daß es das Ansehn hatte, doch sehr sorgfältig gepflegt wurden. Sie sprach wenig, eigentlich weil sie nicht viel zu sprechen wußte; aber diese Einsast diente ihr zu einer frommen Koketterie. Sie schien aus verschämter Zurückhaltung zu schweigen, indem sie sanft seufzete, und das Haupt langsam seitwärts sinken ließ.

Mit diesem jungen Frauenzimmer unterhielt sich Säugling der Sohn, wenn ihre Mutter seinen Vater oder er sie besuchte, welches fast wöchentlich geschah. Unterdeß die Frau Gertrud mit seinem Vater die Materie von Hypotheken und Schuldscheinen durchging, oder mit Gebaldus über theologische Materien disputirte, wie sie denn in der Dogmatik, so gut wie in der Polemik, bewandert war; pflegte Säugling mit der Jungfer Anastasia die süßen Gedanken zu theilen die wie Honig von seinen Lippen flossen. Daß sie von ihr nicht verstanden wurden, that wenig zur Sache; sie machte doch einen bescheidenen Knix, als begriffe sie etwas davon, schlug ihre großen Augen kurz auf und wieder nieder, und erröthete zuweilen, wenn etwas von Liebe oder heidnischer Mythologie vorkam. Säugling der einem Frauenzimmer zu gefallen gern alle Gestalten annahm, versuchte einige geistliche Lieder nach bekannten Melodien zu machen. Dieses gelang ihm über Vermuthen. Denn die Jungfer Anastasia begann sie nicht allein mit vieler Begierde zu lesen, und ihr schöner Mund sang sie ihm vor, sondern die Frau Gertrud fand

auch so viel Salbung darin, daß sie, aus eignem Betriebe, sich dahin zu verwenden versprach, diese Lieder sollten in ein Gesangsbuch eingerückt werden, wovon man eben im Herzogthume Jülich eine verbesserte und vermehrte Auflage besorgte. Eine Hoffnung, welche Säuglings kleiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Auf diese Art ward der Umgang zwischen dem Dichter und der frommen Anastasia täglich genauer; und es ward die schüchterne Jungfer, obgleich in aller Ehrbarkeit, etwas gesprächiger und unterhaltender, welches beiderseits Eltern sehr wohl gefiel. Denn Säugling's Vater, welcher den Reichthum der Frau Gertrud kannte, berechnete bald daß sein Sohn keine bessere Partie treffen könnte; und Frau Gertrud, welche auch wohl wußte wie warm der alte Säugling saß, fing an, der Sache etwas näher zu treten: indem sie zuweilen bemerkte, daß die Ehen im Himmel geschlossen würden, und daß die Menschen, sobald dies ersichtlich sey, dem Himmel nicht widerstreben müßten.

Säugling der Sohn argwohnte alle diese Absichten gar nicht, sondern der Umgang mit

einem Frauenzimmer diente ihm nur, wie einer Uhr das Öl, um seine zärtlichen Phantasieen in gleichem Gange zu erhalten. Er lebte mit der Jungfer Anastasia ganz unbeschäftigt, und widmete nichts destoweniger beständig seiner abwesenden Mariane die zärtlichste Liebe.

Sechster Abschnitt.

Nachdem Säugling der Vater von seiner Krankheit genesen war, wurde er einst, mit seinem Sohne, zu der Frau Gertrud in die Stadt zu Mittage eingeladen. Die schöne Anastasia, welche, gleich ihrer Mutter, des jungen Säuglings Achtsamkeiten ganz ernsthaft auslegte, hatte diesen Tag alle ihre sittsame Reizungen aufgeboten, weil sie nunmehr zuträglich hielt sein Herz ganz zu fesseln. Man fand an ihr heute nicht bloß die andächtige Selbstgenügsamkeit wohlbegüterter Betschwestern, nicht nur das ihnen sonst gewöhnliche selbstbehagliche Achtgeben auf gesundes Ansehen, auf Weiche der Haut, auf Glätte der Bekleidung, auf Gelindigkeit der ganzen Person, welches sogar bey Nonnen

die Stelle alles weltlichen Puges vertritt; sondern, ihr mit brandenburgischen Spitzen besetztes Häubchen war auch einen halben Zoll höher auf die Stirne gerückt, sie schlug die Augen öfter lieblich empor und ließ sie mit langsamem Schmachten niedersinken, und ihre immer weichlich lispelnde Stimme erstarb heute auf ihren Lippen, mit einer holdem Lächeln nahe kommenden Freundlichkeit.

Alle diese schmachkende Reize ließ sie, mit der andächtigenden Mädchen so eignen zurückhaltenden Innigkeit, auf Säuglingen wirken, als sie nach dem Mittagsmahle mit ihm allein im Garten spazieren ging. Junger Anastasia, die bald in seinen Augen die unverstellten Merkmale des Wohlgefallens las, glaubte sichere Zeichen ihres geheimen Sieges zu finden, und ihrem wohlmeinenden Zwecke, aus einem weltlichen Jünglinge einen frommen Ehemann zu bilden, ziemlich nahe zu seyn.

Doch, da sie nun mit stillem Herzklopfen einer zärtlichen Erklärung entgegen sah, ließ sich Säugling, — weit gefehlt daß er seiner einzig geliebten Mariane nur einen Augenblick hätte untreu werden sollen — durch ihre

anmuthige Vertraulichkeit zu nichts anders bewegen, als daß er einige von seinen Lieblingsliedern über die Freuden des Lebens aus der Tasche zog, die er sich bisher noch nicht getrauet hatte ihr vorzulesen. Sie hörte sie an, mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Bey feinen Gedanken, die sie nicht verstand, sah sie freylich ein wenig dämisch aus; aber dies ward durch das sanfte Lächeln vergütet, welches zugleich diente ihre schönen Zähne und die Grübchen in ihren runden Wangen zu zeigen. Bey verliebten Stellen erröthete sie nicht gleich wie sonst, sondern schlug die Augen seitwärts auf, mit einem Blicke zwischen Verschämtheit und Sehnsucht, und wenn sie dann im Herabsinken dem auf ihren Beyfall gierigen Blicke Säuglings begegnete, stieg ein sanftes Roth auf ihre vollen Wangen, indem ihre Augen nochmals furchtsam aufblinzten.

Indem dieses vorging, hatte sich ein mitgebetener Freund der Frau Gertrud des alten Säuglings bemächtigt, und ihn nach Tische ebenfalls in eine andere Gegend des Gartens geführt. Er brachte, ungezwungner Weise, das Gespräch auf die Jungfer Anastasia, und

breitete sich ausführlich über das große Heurathsgut aus, das sie zu gewarten habe. Er erzählte zugleich, es hätten sich schon viele Partieen gefunden, die aber, weil sie Welterfinder gewesen, von der Frau Gertrud wären abgewiesen worden, bis sich kürzlich erst ein annehmlicher Bräutigam, sogar ein Edelmann, gefunden hätte, dessen Ansuchen jetzt wirklich in Erwägung gezogen würde.

Diese Nachricht that auf den alten Säugling die begehrte Wirkung. Er ward etwas still, blies einige Minuten lang den Rauch aus seiner Pfeife langsamer von sich, und fragte, so gleichgültig als er konnte: »Ob denn der bewußte Bräutigam schon das Ja« »wort erhalten habe?«

»Bis jetzt noch nicht,« sagte der Freund des Hauses, »die Sache ist noch in Überlegung, und verdient sie.«

»Ich wünschte,« sagte der alte Säugling, nachdem er wieder einige Minuten pausirt hatte, »daß ich eher etwas davon gewußt hätte; denn ich muß gestehen, daß ich die Jungfer Anastasia immer für eine schickliche Partie für meinen Sohn gehalten habe.«

Der Hausfreund versicherte, daß hierbey noch nichts verloren wäre; man sey mit dem andern Bräutigam auf keine Weise gebunden, und obgleich derselbe ein rechtes frommes Gnadenkind geworden, so sey er doch ein Mann von Stande und ein Offizier, und man wisse wohl daß Leute dieser Art am leichtesten in Rückfall gerathen könnten; daher werde die Frau Gertrud seinem Sohne gewiß den Vorzug geben, nur müsse er, wie leicht zu erachten, sich sehr bald deshalb erklären.

Der alte Säugling ward über diese Nachricht ungemein vergnügt, und versicherte, er werde morgen unverzüglich mit seinem Sohne reden, welcher ihm schon längst eine besondere Neigung zur Jungfer Anastasia zu haben schiene; und da er gar nicht zweifelte, derselbe werde zu dieser Heurath die größte Begierde zeigen, so nahm er zugleich mit dem Hausfreunde die Abrede, daß dieser nebst der Frau Gertrud und ihrer Tochter auf den übermorgenden Tag, zum Mittagessen gebeten werden solle; damit alsdann der erste Antrag geschehen, und vielleicht gar die Sache gleich in Richtigkeit gebracht werden könne.

Der Freund der Frau Gertrud bestärkte

den alten Säugling sehr in diesem Vorsatze, und fuhr fort, ihm über das Vermögen derselben eine ausführliche Auskunft zu geben, nebst andern dahin einschlagenden dem Alten ungemein angenehmen Gesprächen. Es entspann sich daher zwischen beiden eine wechselseitige Vertraulichkeit, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß als gegen Abend die Zeit zur Abfahrt heran kam, der alte Säugling sich ohne Umstände in den Wagen des fremden Herrn setzte, damit sie in ihrem Gespräche fortfahren, und ihre Rathschläge und Entwürfe ferner ins Reine bringen könnten.

Der junge Säugling fuhr also ganz allein. Dieser war durch die Lieblichkeit der Jungfer Anastasia, und durch den Weihrauch den sie seinen Gedichten angezündet hatte, — denn er hielt ihr Seufzen und Erröthen bloß für eine starke Wirkung seiner Gedichte — in die wohlgefälligste Laune gesetzt worden. Es war einer der schönsten Sommerabende. Er stieg daher aus dem Wagen als der Weg neben einem Walde vorbeiging, um im Grünen zu spazieren. Der Kutscher beschrieb ihm einen Fußsteig, der nach einer Viertelsmeile wieder aus dem Walde heraus-

führe. Dahin ward der Wagen beschieden, und Säugling ging in das Gebüsch, um mit der Schreibtafel in der Hand, unter den Einflüssen der schönen Gegend, einer Scene in seinem empfindsamen Romane nachzudenken.

Er war schon eine geraume Zeit in aller Wollust der Autorempfängniß fortgewandelt, als er, ungefähr dreißig Schritte vom Fußsteige ab, im Walde einen angenehmen Gesang zu hören glaubte. Noch mehr ward er aufmerksam gemacht, da ihm die Melodie bekannt war; noch mehr, da es ihm bey näherm Hinzugehen eines seiner Lieder zu seyn schien; noch mehr, da ihm die Stimme wie Marianens Stimme vorkam. Er eilte durch das Gesträuch. Es war wirklich Mariane, die bey ihrem gewöhnlichen einsamen Abendspaziergange sich am Ufer des kleinen Baches niedergesetzt hatte, um ihren schwermüthigen Gedanken über ihren geliebten ihr so frühzeitig geraubten Säugling nachzuhängen, und in diesem süßen Staunen ein von demselben ehemals an sie gerichtetes Lied sang.

Als sie Säuglingen erblickte, sprang sie auf und that einen lauten Schrey, weil sie

glaubte ein Gespenst zu sehen. Er überzeugte sie aber bald daß er lebte, da er sie aufseurigste in seine Arme schloß, und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte. Unnennbare Freude zitterte aus beiden in dieser Umarmung, zu innig für alle Beschreibung. Marianens ganze Zurückhaltung zerfloß in diesem Gefühle, wie Eis beim Blitze der Sonne im May. Sie schwor die Seinige zu seyn, sie war die Seinige.

In dieser wonnevollen Unterhaltung verstrich eine Stunde, ohne daß sie es merkten. Säuglings Bedienter, der am abgeredeten Orte mit dem Wagen so lange gewartet hatte, ward endlich unruhig, suchte seinen Herrn im Walde, fand ihn, und erinnerte ihn nach Hause zu fahren.

Siebenter Abschnitt.

Säugling langte so spät an, daß er seinen Vater diesen Abend nicht mehr sprechen konnte. Nach einer Nacht voll unruhigen Schlags, ließ er bey frühem Morgen seinen Paßgänger satteln, und ritt ganz allein nach dem Hause im Walde. Wie ihn Mariane

empfangen habe, in deren Herzen nach langem freudelosen Harren die heifteste Liebe wallte, kann nicht beschrieben werden, und ist unnöthig zu beschreiben. Beide waren im ersten Taumel wechselseitig gestandener Liebe, wo jedes halbgestammelte Wort Entzückung ist, und jeder Blick ein Gelübde daß diese Entzückung ewig dauern soll. Ihre gestrige Zusage einander auf immer treu zu bleiben, ward durch den heiftesten Kuß besiegelt. Säugling steckte ihr einen brillantenen Ring an den Finger, der beym Drucke einer kleinen Feder aufsprang, und ein Sinnbild entdeckte, mit der Überschrift: Ewig treu. Mariane schenkte ihm eben den kleinen Demantring in Form eines flammenden Herzens, den ihre Mutter einst ihrem Vater am Tage ihrer Verlobung gab *), und den sie bisher als ein werthes Andenken an ihrem Finger getragen hatte.

Auf diese Art kam der Mittag heran, da sie ein ländliches Mahl unter den bäurischen Glückwünschungen der ehrlichen Hausleute mit herzlicherem Wohlgeschmacke verzehrten,

*) S. Wilhelmine, S. 50.

als die theure Küche des liebeentbehrenden Schwelgers gewähren kann.

Erst Nachmittags konnte Mariane ihrem Säugling Rambolds Betrug, wovon sie seitlich den schändlichsten Theil nicht wußte, ausführlich erzählen. In den ersten wonnestrunknen Ausbrüchen der Liebe hatte sie ihn kaum mit wenig Worten berührt. Beide entbrannten über seine niederträchtige Erdichtung, wodurch ihr Glück so lange war zurückgehalten worden. Als ihr Unmuth gegen ihn aufs höchste gestiegen war, sahen sie ihn unvermuthet selbst ankommen, um einen seiner gewöhnlichen Besuche abzulegen. Er war nicht wenig betroffen, Säuglingen zu finden, und wollte sich erst mit seiner gewöhnlichen Hohnedekerey heraus helfen; da ihm aber sowohl von Säuglingen als von Marianen seine Niederträchtigkeit mit den bittersten Worten vorgeworfen ward, brachte ihn der Zorn darüber, und der Verdruß sein Projekt gänzlich mißlungen zu sehen, so außer aller Fassung, daß er unversehens, und fast ehe Säugling sich in Vertheidigung setzen konnte, mit bloßem Degen über ihn herfiel. Mariane warf sich zwischen beide; aber vielleicht würde
dies

dies dem erbosten Rambold doch nicht Einhalt gethan haben, wenn nicht der alte Hauswirth, welcher ein Zeuge dieses Auftritts war, der auf einem grünen Plaze vor dem Hause vorging, mit einer Wagenrune so wirksam nach Rambolds Schulter gefahren wäre, daß dieser sein Schwert einsteckte, und unter vielen Flüchen sein Pferd wieder bestieg und davon jagte.

Dieser Vorfall unterbrach in etwas das Vergnügen des Tages; als sich aber Mariane von ihrem Schrecken erholet hatte, ward er ein Quell noch zärtlicherer Empfindungen. Beide verloren sich in der Vorstellung des Glücks einer ewigen Verbindung, wozu Säugling, als er spät gegen Abend endlich Abschied nehmen mußte, die Einwilligung seines Vaters, in möglichster Geschwindigkeit, zu erlangen versprach.

Ende des achten Buchs.

N e u n t e s B u c h.

E r s t e r A b s c h n i t t.

Des andern Morgens ließ Säugling der Vater, welcher schon den ganzen vorigen Tag mit Ungeduld nach seinem Sohne, gefragt hatte, denselben sehr früh zum Thee rufen.

»Ich fürchte mich,« sagte der Alte, »du wöchtest mir sonst heute wieder wegreisen, wie gestern.«

»Ich möchte auch wohl,« versetzte der Sohn: »nur erst muß ich Ihnen von meiner gestrigen Reise wichtige Dinge erzählen, be-
»ster Vater!«

3. Laß sehn! Ich habe dir noch viel wichtigere Dinge zu sagen. Hör' nur, ob du gleich meinst, du machst alle deine Dinge so heimlich daß es niemand merkt; so hab' ich

dir's doch lange angesehen, daß du eine Zuneigung zur Jungfer Gertrud hast. Ich habe sie heute nebst ihrer Mutter zu Mittag gebeten. — Nun, wie wär's, wenn ich für dich heute um sie anhielte? He?

G. (erstaunt.) Aber, liebster Vater! wie können Sie darauf kommen, daß ein Mensch von Talenten mit einem einfältigen ganz unkultivirten Mädchen sein ganzes Leben werde zubringen wollen? Welche Gesellschaft für einen Geist wie ich!

V. Einen Geist wie du? Da schweben wir wieder oben im hohen Himmel! Aber glaub' mir! Hienieden kenne ich für einen Mußiggänger — und das bist du doch wohl — der wohl Zeit Lebens nicht auf eine Entreprise denken wird, keine bessere Gesellschaft als funfzigtausend Thaler, und die wird die Jungfer Gertrud einmal wohlgezählt von ihrer Mutter erben. Hörst du! Funfzigtausend Thaler!

G. Nein! Reichthum kann mich nicht glücklich machen. Mich, zum Umgange mit Mäusen und Grazien gewöhnt — nur Liebe, überschwengliche Liebe. —

V. Und wie überschwenglich muß dann

A 2

die Liebe seyn? Ihr wart doch beständig gern bey einander, hattet auch immer was zu flüstern, und wenn du die Jungfer Anastasia acht Tage lang nicht gesehen hattet, so war's dann, als ob dir was fehlte. — Das sah mich doch so ziemlich wie Liebe aus.

E. Liebe? Dies geschah bloß, weil in dieser Einsamkeit kein anderes junges Frauenzimmer zu finden war. Mir ist aber wirklich der Umgang mit einem Frauenzimmer nothwendig, damit in meinem Herzen sanfte und gefällige Empfindungen herrschen und in meine Gedichte hinüberfließen mögen.

D. Ey nun, so heurathe die Jungfer Gertrud, so wird dir ihr Umgang noch aus einer Ursach nothwendig. Zeit ist's ohnedies, daß du heurathest.

E. Das ist auch mein Vorsatz, mein bester Vater! Dies war die wichtige Nachricht, die ich Ihnen von meiner gestrigen Reise erzählen wollte. Ich habe sie wieder gefunden, die Göttinn meiner Seele, die ich schon lange liebe, die nun auch mich liebt, die meiner ganzen Liebe würdig ist. Jung! Schön! Edel! Verständig! Wüßig! Sie lebt eine Meile von hier in einer Schäferhütte im Walde, in aller

Unschuld des goldnen Zeitalters! Ihr habe ich ewige Treue geschworen, und nie soll eine andere dies Herz rühren, dies Herz voll von brennendem zärtlichem Gefühle gegen die göttliche Schöne.

B. Was redst du da? Was für ein romanhaftes Geschwätz? Eine Göttinn die in einer Hütte lebt? Oh nun ja, die wird freylich auch wohl kein Geld haben, denn das braucht man weder im Himmel noch im goldnen Zeitalter. — Aber sage mir nur, ist's möglich daß du mir solche Streiche machst? Gleich sag' heraus: wer ist das Mensch?

G. Aber, lieber Papa! — Aber wirklich — Sie sprechen in Ausdrücken — von dem edelsten süßesten Mädchen — Es ist doch auch nicht ein bißchen — Sie machen mich wahrhaftig ganz verwirrt.

B. So! der Herr Sohn meint, ich brauchte nicht Respekt genug! Gar fein! Wer ist denn also deine Göttinn? — Wem gehört sie an?

G. Bester liebster Vater! Es ist die schönste Seele in dem schönsten Körper, sanft, gut, gefällig —

B. Bester liebster Herr Sohn! Wem sie

angehört? Wer ihre Eltern sind? möchte ich wissen.

G. Sie ist die Tochter eines würdigen Mannes, eines redlichen Predigers, eines unglücklichen Mannes, der von den Feinden vertrieben worden. Sie hat unschuldig viele Verfolgungen ausstehen müssen, die Vorsicht hat sie mir nach langer Abwesenheit wieder zugeführt. Ich habe sie nun, ich liebe sie mit innigster Zärtlichkeit, und werde nimmer von ihr lassen.

Der Alte ließ vor Schrecken seine Pfeife zu Boden fallen. Den schönen Entwurf, seinen Sohn mit einem reichen Frauenzimmer zu verbinden, den er für ganz ausgemacht hielt, sah er mit einemmale vernichtet; sein Sohn war in ein armes Mädchen vergafft, das, Gott weiß woher, in eine benachbarte Hütte sollte gekommen seyn; und was das schlimmste war, — denn sein Phlegma stellte sich allemal die nächsten Verlegenheiten als die größten vor, — er wußte gar nicht, was er mit der Frau Gertrud, mit ihrer Tochter und dem Freywerber anfangen sollte, die er heute zum Mittagessen geberet hatte um den Heurathsantrag zu thun, in der ganz zuver-

läßigen Voraussetzung daß sein Sohn nichts lieber wüßte.

Endlich ermannte er sich, um dem Sohne zu beweisen, daß es sich für ihn gar nicht schicke ein armes Mädchen zu nehmen; und sein Sohn ermangelte nicht mit vielen Gegengründen darzuthun, daß ein Mädchen die er liebe, das einzige Glück seines Lebens machen werde. In diesem Streite, ward die kaltsinnige Ruhe des Vaters bald von der feurigen Hestigkeit des Sohnes betäubt. Da Säugling also merkte daß sein Vater stiller ward, bekam er mehr Muth, und bot alle seine Beredsamkeit auf um denselben zu überzeugen. Indem er nun mit heller Stimme für seine Meinung kämpfte, und dabei mit den Händen socht, erblickte der Vater den Ring mit dem flammenden Herzen, an der linken Hand seines Sohnes.

»He da!« rief er, und nahm ihn bei der Hand: »Laß sehen Junge! Ich glaube »du hast dich im ganzen Ernste verplempert! »Ich will nicht hoffen, daß du den Ring von »dem Mädchen hast?«

»Ja! von ihr!« rief der Sohn, und küßte den Ring, indem er ihn dem Vater

vorhielt. »Sie ist die süßeste Seele, voll Un-
»schuld und Liebe, weiß und glänzend wie
»diese Steine.«

»Wahrhaftig,« sagte der Vater bedäch-
tig, indem er den Ring gegen das Fenster
kehrte, »der Mittelbrillant ist vom ersten
»Wasser. Höre nur, das Mädchen kann doch
»wohl nicht ganz arm seyn, wenn sie solche
»Ringe verschenkt. — Sehen Sie, Herr Pa-
»stor, einen schönen Stein, einen ausbündi-
»gen Stein, —« fuhr er gegen Gebaldus
fort, der eben mit den Zeitungen in der
Hand herein trat.

Gebaldus hatte kaum den Stein erblickt,
als er voll Erstaunen ausrief:

»Gott! woher haben Sie den Ring? er
»gehört meiner Tochter!«

»Ihrer Tochter?« riefen Vater und Sohn.

»Ich habe den Ring,« fuhr der Sohn
fort, »von dem besten edelsten Mädchen, das
»ich unaussprechlich liebe, und ewig lieben
»werde. Ist sie ihre Tochter? — Wohl mir!
»— So ist Sie die Tochter eines sehr redli-
»chen Mannes.«

Der junge Säugling erzählte einige Um-
stände, die dem Gebaldus keinen Zweifel

mehr übrig ließen. Gebaldus bat den Alten, ihn sogleich zu seiner Tochter fahren zu lassen; der junge Säugling bat seinen Vater fußfällig, daß er mitfahren dürfe. Dieser bewilligte endlich beides, nur mit dem Bedinge, daß sie zur Mittagsmahlzeit wiederkämen, und daß sie sich gegen die Frau Gertrud und ihre Tochter von allem Vorgefallnen nichts sollten merken lassen, wodurch er sich wenigstens aus seiner heutigen Verlegenheit zu ziehen hoffte. Der junge Säugling sprang gleich fort, um selbst die geschwinde Anspannung eines Wagens zu besorgen. Unterdeß verlangte Säugling der Vater vom Gebaldus einen Handschlag, daß er die Heurath seines Sohnes mit Marianen nicht befördern wolle. Gebaldus gab ihm deshalb ausdrücklich sein Wort; und der alte Herr, der Gebaldus ehrliche Denkungsart kannte, machte seiner eignen Klugheit insgeheim ein Kompliment, indem er dadurch seinem Sohne einen starken Schritt abgewonnen zu haben glaubte.

Gebaldus fuhr, in Gesellschaft des jungen Säugling, nach dem Hause im Walde. Sobald Mariane den Wagen ankommen sah, flog sie ihrem Liebhaber entgegen; er war

aber kaum aus dem Wagen gesprungen, als sie auch ihren Vater erblickte. Allzuviel Freude auf einmal zu ertragen, ist ein menschliches Herz zu schwach. Sie fiel in Ohnmacht. Kaum war sie einigermaßen wieder zu sich gekommen, so stürzte sie, mit Wonne ohne Maaß, in ihres Vaters Arme, welche er mit väterlicher Inbrunst um sie schloß. Aber bald mischten sich traurige Empfindungen in ihre Freude. Ihr Vater hielt ihr seine jetzige Lage gegen den alten Säugling vor. Er gab ihr zu überlegen, ob er nicht dessen Gutthätigkeit mit Undank belohnen und die heiligsten Rechte der Gastfreundschaft verletzen müsse, wenn er — wie es allemal scheinen würde, aus Eigennuß — zu ihrer Heurath mit dem jungen Säugling, wider des Vaters Willen, seine Einwilligung geben wolle. Er erklärte ihr endlich, daß er dem Alten förmlich deshalb sein Wort gegeben habe, und nun forderte er auch von ihr ein ausdrückliches Versprechen, alle Gedanken daran fahren zu lassen.

Marianens innerer Streit war sehr heftig. Sie war noch nie ihrem Vater ungehorsam gewesen, sie fühlte, es würde unedel seyn, ihm jetzt in demjenigen nicht zu gehor-

hen, was er mit väterlichem Ernste und aus guten Gründen verlangte; aber sie fühlte auch, es heiße sich das Herz ausreißen, wenn man dem einzig Geliebten plötzlich ganz entsagen soll. Kindliche Pflicht siegte endlich in der edlen Seele; obgleich, wie Pflicht über Leidenschaft allemal: mit Mühe. Sie benetzte ihres Vaters Hand mit Thränen, und schwor, nichts wider seinen Willen zu thun, nichts, das ihr und ihm unanständig wäre.

Sie ermahnte selbst Säuglingen, mit einem Strome von Thränen, standhaft zu seyn, sie zu vergessen. Aber der hohe Schmerz selbst, womit ihr Auge, bey ihrer großmüthigen Entsagung, auf ihn blickte, beförderte seine Liebe bis auf den höchsten Grad. Er gerieth in die heftigste Leidenschaft; er schwor zu ihren Füßen, nimmer von ihr zu lassen; er schwor, weder ihr noch sein Vater würden seiner Liebe Hindernisse entgegen setzen; er schloß sie in seine Arme, und bot der ganzen Welt Trost sie von ihm zu reißen. Marianens thränende Bitten, gemischt aus allem was Liebe Bitteres und Süßes hat, Gebaldus beweglichste Vorstellungen, halfen nichts. Er schloß sie nochmals in seine Arme, und be-

theuerte mit den heftigsten Schwüren, sie solle ewig die Seinige seyn.

Gebaldus hatte sich noch nie in so unaussprechlicher Verlegenheit befunden. Er liebte sein Kind zärtlich, und doch bewogen ihn Vernunft und Pflicht, ihr zu versagen was sie glücklich machen würde, wie er wohl einsah; auch war nicht abzusehen, wenn gleich Mariane gehorsamte, wie die heftige Leidenschaft des Jünglings zu zähmen seyn möchte.

Indeß verstrich die Zeit, und Gebaldus, eingedenk des Versprechens, zur Mittagsmahlzeit zurückzukehren, erinnerte Säuglingen an die Abreise. Säugling aber war durch keine Vorstellung zu bewegen sich von Marianen zu trennen, und schwor abermal, nicht eher zu seinem Vater zurück zu kehren, bis er dessen Einwilligung zu seiner Verbindung erhalten hätte. Gebaldus sah endlich, nach vielen fruchtlosen Versuchen, der Jüngling sey jetzt zur Rückreise nicht zu zwingen; und ihn zurückzulassen, hielt er sehr bedenklich, weil sonst, in so konvulsivischer Leidenschaft, heftige unüberlegte Rathschläge zu fürchten waren. Er entschloß sich also in dieser äußersten

Verwirrung der Sache, (ob er gleich noch nicht wußte wie dies der alte Säugling ansehen möchte) seine Tochter mitzunehmen und bey sich zu behalten, weil er vermeinte, auf solche Art den weitem Gang dieser Angelegenheit besser zu übersehen, und gemeinschaftlich mit dem Alten die zuträglichsten Maasregeln ergreifen zu können.

Verliebte sind wie Kinder. Kaum vernahm Säugling des Gebaldus Entschluß, als er von der äußersten Wuth zur äußersten Freude überging. Mit seiner Mariane, deren gegenwärtige Trennung von ihm seine Leidenschaft als das äußerste Unglück darstellte, nun unter eben dem Dache zu wohnen, schien ihm das äußerste Glück. Er umarmte den Gebaldus, er küßte dessen Hand, er bat ihn um Vergebung, wegen aller unüberlegten Worte, die er in der Wuth ausgestoßen hatte. Sein Gemüth war plötzlich umgestimmt vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben; er versprach sich zu mäßigen, versprach seinen Vater zu schonen, versprach alles; Marianens Gesellschaft überwog alles, füllte seine Seele ganz, ließ keinem andern Gefühle Raum.

Sie setzten sich sämmtlich in den Wagen und fuhren zurück, äußerlich beruhigt.

Zweyter Abschnitt.

Säugling der Vater befand sich in ziemlicher Unruhe, theils, weil sein Sohn zur gesetzten Zeit nicht nach Hause kam, theils wegen seiner Ungewißheit, wie er sich gegen die Frau Gertrud und deren Tochter betragen sollte, die Mittags erwartet wurden, und von dem großen Hindernisse der gemeinschaftlichen Absichten noch gar nichts ahnen konnten. Indes ward ihm ein Theil dieser Verlegenheit benommen, da die Jungfer Anastasia nicht erschien. Entweder Säuglings Gedichte, oder die Furcht und Hoffnung wegen seiner Entschließung, oder andere Ursachen, mochten auf ihre zarten Nerven allzustark gewirkt haben. Sie war denselben Morgen mit Kopfsweh, Uebelkeiten und Zittern der Glieder befallen worden, eine Krankheit, weswegen ihre Mutter in ziemlichem Sorgen zu sehn schien.

Kurz nachher kam auch der junge Säugling mit seiner Gesellschaft an. Mariane ward indes in Gebaldus Zimmer geführt,

bis man dem Alten den Vorgang berichten konnte.

Bei Tische war die ganze Gesellschaft nicht sonderlich aufgeräumt. Alle suchten ihre innerliche Verlegenheit zu verbergen, und dachten ihren besondern Entwürfen nach. Nach Tische zog der Freund der Frau Gertrud den alten Säugling in das Fenster eines Nebenzimmers, wo sie bald in ein tiefes Gespräch über die Heurathsache geriethen. Der junge Säugling schlich sich, ohne daß jemand darauf Acht hatte, zu seiner Mariane; und die Frau Gertrud blieb mit Gebaldus auf einem Kanapé sitzen, weil sie sich heute vorgenommen hatte, die wichtige Lehre von dem geistlichen Verderben der menschlichen Natur mit ihm aus dem Grunde abzuhandeln. Gebaldus hatte, in allen vorigen Disputen, der menschlichen Natur Kräfte zur Besserung zugestanden, die Frau Gertrud aber schrieb hierbei alles der Gnade zu. Sie war schon einmal vom Gebaldus mit verschiedenen Argumenten ziemlich eingetricben worden, heute aber hatte sie sich vorbereitet, ihn schlechterdings danieder zu schlagen. Da das Geschnatter einer Religionskontroversistin, zumal so

bald es zu einer gewissen Stärke kommt, schwer zu überwältigen ist, und da der gute Sebaldus ohnedies von Marianens kritischer Lage den Kopf voll hatte, so konnte diesmal die Frau Gertrud viel leichter gewonnenes Spiel haben. Sie hieb also alle menschliche Tugenden unbarmherzig nieder, um der Gnade daraus ein Siegeszeichen zu errichten. Sie erzählte, mit geläufiger Zunge, alle Wunder die an unwiedergeborenen Menschen, im Leben und auf dem Todtbette, je haben durch die Gnade verrichtet sehn sollen. Sie plünderte die düstern Schriften eines Hans Engelbrechts, Gerbers, Reiz, Bogascki und anderer; und zuletzt, weil doch jeder Heiliger gern ein Wunder von seinem eignen Machwerke zu haben pflegt, erzählte sie, daß in dem Wirthshause, ihrer Wohnung gegenüber, ein junger Fähnrich im Quartiere liege, der zwar immer ein natürlich guter, aber doch ein unwiedergeborener Mensch gewesen sey; nachdem er nun aber, seit länger als einem halben Jahre, die Erbauungstunden besucht habe die sie in ihrem Hause halte, sey er von der Gnade so kräftig ergriffen worden, daß sie seine merkwürdige Bekehrungsgeschichte aufse-

aufgezeichnet und nach Magdeburg geschickt habe, wo sie in das geistliche Magazin, den Ungläubigen zur Beschämung, eingerückt werden solle.

Unter diesen Gesprächen fuhr ein Wagen vor die Thüre, aus welchem der Herr von Haberwald halbbetrunken heraustaumelte. Die Frau Gertrud wollte mit solchem Weltkinde nichts zu thun haben, ließ sich also vom Gebaldus in den Garten führen, ehe der Herr von Haberwald heraufkam.

Dieser, nachdem er sich mit einer Flasche Wein erfrischt hatte, legte sich in den Lehnstuhl und fing an zu schwätzen:

»Ich komme da vom Landtage zurück, wo der Sechszundzwanziger geschlossen ist, und dann hatte der Prälat von † † ein Ohmchen Geshser, so just für 'nen Kenner. Doch haben wir auch übers Landes Beste die Köpfe zusammengesteckt; denn so wahr ich lebe, Nachbar Säugling, was mich betrifft, ich bin weise wie St. Paulus, wenn ich getrunken habe. — Ja nun, was wollte ich doch sagen, — der Landtag war aus; so muß man doch auch 'n bischen sehen, wie 's zu Hause aussieht — so fahren wir denn

Geb. N. III.

2

»zurück, und ich komme heute um halb eilse
 »nach * * *; da hab' ich im rothen Löwen,
 »bey dem pugigen Wirthe mit der Stumpfs-
 »nase gegessen. Der Kerl hat Burgunder,
 »so gut wie in Lüttich; Sorge! Feuer! wer
 »ihn nicht versteht, den wirft er untern Tisch
 »— Ja was wollte ich doch sagen — Gegene-
 »über wohnt, du weißt's, Nachbar Säugling,
 »die alte reiche Heze die Gertrud; mit einem-
 »male, wie wir im besten Trinken sind, wird
 »ein Lärm im Hause, die Leute laufen vor
 »der Thüre zusammen, und wir ans Fen-
 »ster.« —

»Wie so?« fragte der Freywerber: »Es
 »war doch wohl nicht Feuer im Hause?«

»Ey! warum nicht gar! Aber vor neun
 »Monaten mag wohl Feuer gewesen seyn,
 »da kriegt nun die Tochter jetzt 'nen Zufall,
 »— Hi! Hi! — und die Mutter ist nicht
 »'nmal zu Hause, drüber wird 'n Aufruhr,
 »'s Mädchen holt 'n Doktor, ja der thut's
 »noch nicht. — »He! schrie Stumpfnase, und
 »wies mir 'n alt Weib auf der Straße.
 »»da haben sie Mutter Isen von der andern
 »»Ecke geholt, die wird's in Gleis bringen;
 »»und der Fährnich, der bey mir im Quar-

»tiere liegt, ist auch schon herüber geschli-
 »chen —« Er daß dich über'n Fährnrich,
 »wenn doch unser einer auch 'nmal so im
 »Quartiere läge! —«

Hierbei schlug Haberwald eine wiehernde
 Lache auf; und der Freywerber, dem sich
 während der ganzen Erzählung die Sinn-
 batten verlängert hatten, eilte in den Garten,
 um der Frau Gertrud diesen für ihre Absich-
 ten so verdrießlichen Vorfall mit möglichster
 Vorsicht zu hinterbringen.

Er störte sie in einer sehr glücklichen Lage;
 denn da sie ihre heutige Überlegenheit über
 Gebaldus vermerkte, hatte sie ihn warm ge-
 halten und war jetzt eben im Verweise begrif-
 fen, daß die dritte Posaune in der Apoka-
 lypse *) die Indifferentisten bedeute, welche
 von Erbsünde und Wiedergeburt nichts wissen
 wollen, und dadurch eine bittere Religions-
 mengeren verursachen: wogegen Gebaldus,
 der aber gar nicht zum Worte kommen konnte,
 vermeinte daß gewiß dadurch die französi-

L 2

*) Offenb. Joh. VIII. 10.

schen Aetheisten angedeutet wurden, welche die ersten Quellen der menschlichen Glückseligkeit vergiften.

Der Frenhverber raunte der Frau Gertrud die unglückliche Nachricht ins Ohr, wodurch sie aus aller Fassung gebracht ward. Sie fiel beynahe in Ohnmacht, kam wieder zu sich, ward in ihren Wagen gepackt und nach Hause gefahren.

Der Herr von Habernwald machte sich mit noch ein Paar Flaschen vollends fertig, und ward in ein Bette gebracht, um seinen Rausch auszuschlafen. Seine Pferde aber, die nüchterner waren, gingen mit Rambold nach Hause.

Des alten Säuglings Nerven, keiner Anstrengung gewohnt, waren durch die mannichfaltigen Begebenheiten dieses Tages dermaßen erschüttert, daß er sich halb betäubt auf seinen Sorgestuhl warf. Gleichwohl sollte er noch nicht zur Ruhe kommen: denn der junge Säugling stellte ihm, wider alles Vermuthen, Marianen vor. Beide warfen sich ihm zu Füßen. Sein Sohn, mit der größten Hefigkeit flehend, in ihre Verbindung zu willigen; Mariane, mit Thränen vere-

sichernd: So sehr sie seinen Sohn liebe, werde sie doch, ohne seine Einwilligung, nie demselben ihre Hand geben. Ihr Vater bestärkte sie in diesem Entschlusse, und setzte beyläufig den Uldank ins Licht, dessen sie beide sich sonst schuldig machen würden.

Der alte Säugling hob Marianen auf, versicherte sie, daß er sie und ihren Vater hochachte, aber ihre Heurath mit seinem Sohne nicht zugeben könne. Übrigens hat er alle, ihn nur heute ruhig zu lassen; denn er könne nun kein Wort weiter sagen.

Der Abend nahte heran, und die ganze Hausgenossenschaft ging bey Zeiten zu Bette; aber niemand schlief ruhig, als der Herr von Haberwald, welcher im Dunste des lüttischen Burgunders nach Herzenslust schnarchte.

Der alte Säugling schlief nicht, weil ihm der Queerstrich mit der Jungfer Anastasia im Kopfe lag, und weil er gar nicht absehen konnte, wie er seinen lieben Sohn zufrieden stellen sollte. Er konnte leicht erachten, derselbe werde von seiner Liebschaft nicht so leicht ablassen, und er konnte sich doch auch nicht entschließen, in die Heurath seines einzigen Erben mit einem armen Mädchen zu willigen.

Nach langem Hin- und Hersinnen wollte ihm nichts bessers befallen, als daß er seine väterliche Autorität zusammennehmen, und seinem Sohne rund heraus sagen müsse: Aus der Sache werde nichts. Nachdem er diesen Entschluß genommen hatte, ward er etwas ruhiger, und schlief endlich ein.

Cebaldus konnte nicht einschlafen, weil ihm Marianens mißlicher Zustand am Herzen lag. Doch war an seiner Unruhe auch nicht wenig Schuld, daß die Frau Gertrud seine Erklärung der dritten Posaune so schändlich verworfen hatte. Er fing an, sich die Gründe für seine Meinung ausführlich zu wiederholen. Je mehr er darüber nachdachte, desto richtiger fand er sie, und destomehr beruhigte er sich über den Widerspruch der ungelesenen Frau; so daß er endlich einschlief.

Der junge Säugling und Mariane hatten jedes für sich eine schlaflose Nacht, und zwar aus einerley Ursach: nehmlich, weil sie verliebt waren, und weil ihrer Liebe ein beynahe unübersteigliches Hinderniß im Wege lag. Sie beschäftigten sich, jeder besonders, wer weiß wie viel spanische Schlösser in die

Lufe zu bauen, und thaten darüber bis an den hellen Morgen kein Auge zu.

Dritter Abschnitt.

Des folgenden Tages erschien Säugling der Sohn, ungerufen, sehr früh beim Theetische seines Vaters. Seine heftige Leidenschaft hatte nun einiger Überlegung Raum gegeben. Er sah ein, daß ohne seines Vaters Einwilligung nichts auszurichten sey, und suchte ihn nun auf irgend eine Art zu bewegen. Er hatte ausgerechnet, daß sein Vater ihn liebe und sonst eben nicht allzu standhaft sey. Er suchte also, die Nacht über, alle schwache Seiten auf, die er seinem Vater abgewinnen könnte, und griff ihn diesen Morgen mit einer Inbrunst und Beredsamkeit an, die er für unwiderstehlich hielt.

Er betrog sich aber. Der Vater runzelte, seinem genommenen Entschlusse gemäß, die Stirn, und gebot ihm in einem verdrießlichen Tone: »Von dieser Sache kein Wort mehr zu reden, weil es sich für ihn nun einmal nicht schicke, ein Mädchen ohne alles Vermögen zu heurathen.«

Der Sohn wollte Einwendungen machen, aber der Vater setzte trockener Weise hinzu:

»Die Sache sey so klar, daß er Marianens eignen Vater zum Schiedsrichter annehmen wolle.«

Cebaldus fiel ihm völlig bey. Der junge Säugling, dem, trotz seiner schönen Rede, wovon er sich die kräftigste Wirkung versprochen hatte, von beiden zukünftigen Schwiegervätern seine Braut abgesprochen wurde, stand starr da, wie eine Bildsäule.

Der alte Säugling ersuchte den Cebaldus die Zeitungen zu lesen, um nur von diesem unangenehmen Diskurse abzukommen.

Nachdem verschiedene Nachrichten durchgelaufen waren, kam Cebaldus endlich auf folgende Stelle:

»Bey der **sten Ziehung der Königlichen ***schen privilegirten Zahlenlotterie, welche den **ten dieses Monats mit gewöhnlichen Formalitäten öffentlich vollzogen worden, sind die Nummern 33, 42, 12, 66, 6, aus dem Glückstrade gekommen.«

»Laß sehen,« — rief der alte Säugling, indem er seine Loose aus dem Schranke holte und nachsah — »wahrhaftig wieder nicht eine

»einzige Zahl. — Der verdammte arabis-
sche Lotteriewahrsager! — Und doch
sind mir die Nummern so bekannt, ich dächte,
ich hätte sie rathen müssen. — Wie ist's
denn? Von Ihren Zahlen wird auch wohl
keine heraus seyn? Sehen Sie doch nach,
Herr Pastor!«

Cebaldus nahm seinen Zettel aus der
Schreibtafel; der alte Säugling las die
Zahlen ab, und verglich jede mit der Zei-
tung.

Sein Auge ward starr, sein Gesicht lang.
Endlich rief er: »Was zum Teufel: 33 —
12 — 66 — 6. Ist's möglich! Eine Qua-
terne! Sie sind ein Glückskind, Herr Pa-
stor!«

»Habe ich was damit gewonnen?« fragte
Cebaldus ruhig.

»Gewonnen?« rief der Alte, und ergriff
Bleistift und Papier um auszurechnen. »Laß
sehen:

»1 Quaterne à 4½ Stüber 4500 Rthlr. —

»4 Ternen à 30 Stüber 10600 — —

»6 Umlen à 3¾ Stüber 101 — 15 St.

»Macht wahrhaftig 15201 Rthlr. 15 St.

»Daß dich doch! Bin ich nicht ein Schöps,

»daß ich nicht die Nummern genommen habe?« —

»Wie? Was? funfzehntausend Thaler!« rief der junge Gängling, indem er sich seinem Vater zu Füßen warf. »Nun sagen Sie nicht, daß meine Mariane arm ist. Ich umfasse Ihre Knie, und stehe eher nicht auf bis Sie mir Ihre Einwilligung geben. Nun ist alle Hinderniß gehoben! —«

»Mein Sohn!« rief der Alte, »du denkst bloß an deine Heurath, — davon ist jetzt die Rede nicht, — ich denke an den verwünschten Lotteriewahrsager! —« (indem warf er das Buch, unwillig, in's Kaminsfeuer, und das Lotterievademecum flog hinterher). — »Daß dich doch! — Aber wie wars dann, Herr Pastor! Ist Mamsell Mariane Ihr einziges Kind? —«

Cebaldus antwortete seufzend: »Ich habe noch einen Sohn, von dem ich aber keine Nachricht habe, seit er in den Krieg gegangen ist.«

»Sie sehen,« rief Gängling der Sohn, der seines Vaters Meinung errieth, »meine Mariane ist das einzige Kind! Wer weiß, bey welcher Aktion der Sohn geblieben ist. —«

»Fünfzehntausend Thaler! — Hätte ich doch
 »nicht geglaubt, daß mir Geld Vergnügen
 »machen könnte! — Ich bitte Sie, liebster
 »Vater, bedenken Sie, daß Mariane übrig
 »reich für mich ist! —«

»Laß mich gehen, mein Sohn! — Wer
 »weiß, ob auch das Geld richtig ausgezahlt
 »wird?«

»Liebster Papa! bedenken Sie doch —
 »eine Königliche Lotterie sollte nicht bezah-
 »len! —«

Damit sprang er auf, um Marianen ihr
 beiderseitiges Glück zu hinterbringen.

Als er weg war, saßen die beiden Alten
 stockstill. Der alte Säugling fuhr fort sich
 zu ärgern, daß er die Zahlen nicht für sich
 gewählt hatte, und maß, an der Entzückung
 die er in Gebaldus Augen las, die Freude
 ab worin er selbst gewesen seyn würde, wenn
 er die Quaterne gewonnen hätte.

Gebaldus saß wirklich ganz entzückt da,
 aber nicht über das gewonnene Geld; denn
 ob ihm gleich die vortheilhafte Wendung der
 Sachen erfreulich war, so rührte doch eigent-
 lich seine Wonne daher, daß ihn die Zahlen,
 durch verwandte Ideen, an die Apokalypse

und an seinen Kommentar erinnerten. Er überdachte seine Meinung, daß alle böse Menschen, durch Strafen gebessert, in dem neuen Jerusalem gut und glücklich seyn würden, welche reizende Vorstellung ihn allemal in die innigste Freude versetzte.

Der Säugling der Sohn kam bald mit Marianen zurück. Beide warfen sich zu seines Vaters Füßen, der, nach wenigen Schwierigkeiten, seine Einwilligung gab, welche Gebaldus auch bekräftigte.

Vierter Abschnitt.

Die beiden Liebenden gingen in den Garten, und die Alten blieben zusammen. Der Säugling der Vater, um dem Gebaldus einen Brief wegen Bezahlung der Quaterne zu dictiren, und Gebaldus, um ihn zu schreiben.

Kaum war diese Arbeit fertig, als Rambold angefahren kam, um den Herrn von Harberwald abzuholen. Dies war seine gewöhnliche Verrichtung, wenn sein Gönner sich so wohl that, daß er nicht nach Hause kommen konnte. Weil dieser aber noch schnarchte, so trat er zum alten Säugling ein,

Er entfärbte sich nicht wenig, als er den Sebalduß wieder erblickte, den er seit der letzten Zusammenkunft *) nicht gesehen hatte. Dennoch wollte er diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, seine Nahe gegen den jungen Säugling auszuführen. Er nahm eine scheinheilige Miene an, und sagte: »Sein Gewissen, da er ehemals der Hofmeister des jungen Herrn gewesen, verbinde ihn, dem alten Herrn eine unangenehme Nachricht zu geben, nemlich, daß der junge Herr Säugling sich an eine Landläuferinn gehängt habe, die sich demselben zu Gefallen, in einem nicht weit entlegenen Hause aufhalte.«

Der Alte sagte lächelnd: »Ich weiß es wohl. Aber eine Landläuferinn ist sie nicht, sondern ein Mädchen, das gute funfzehn tausend Thaler hat.«

Rambold schlug eine laute Lache auf: »Lassen Sie sich doch so etwas von Ihrem Sohne nicht einbilden. Sie hat gar nichts. Kein Mensch weiß, wenn sie angehört.«

Der alte Säugling, der sich bey diesem

*) Man s. S. 114.

Mißverständnisse genoß, sagte mit belehrender Geberde: »Wenns kein Mensch weiß, so weiß ichs doch. Sehen Sie, das Mädchen das Sie für eine Landläuferinn halten, ist des Herrn Pastors hier einzige Tochter. Er hat in der letzten Ziehung der ***schen Lotterie eine Quaterne von funfzehntausend Thaler gewonnen. Sie ist meines Sohnes Braut, denn ich habe meine Einwilligung gegeben und ihr Vater auch. Also kommt Ihr guter Rath zu spät, mein lieber Herr Rambold.«

Rambold war äußerst betreten. Seine natürliche Unverschämtheit verließ ihn. Er ward bald blaß bald roth, sah bald voll Verwirrung den Gebaldus an, bald wieder weg, biß sich die Nägel, schien etwas sagen zu wollen ohne daß er etwas herausbringen konnte. Murmelte endlich: »Aber wirklich, — funfzehntausend Thaler hat dieser Herr gewonnen!« sah wieder nach Gebaldus mit betroffener Miene, und schlug halb beschämt die Augen nieder, wollte wieder zu reden anfangen, und das Wort schien ihm auf dem Munde zu vergehen. —

Während dies vorging, traten Säugling der Sohn und Mariane ins Zimmer.

»Kommen Sie, meine Tochter,« rief der alte Säugling schmunzelnd: »vertheidigen Sie Sich! Hier dieser Herr wollte mich eben vor Ihnen, als vor der Verföhrerinn meines Sohnes warnen.«

»Nichtswürdiger!« rief Mariane, und sah Rambolden mit einem Blicke voll tiefster Verachtung an. »Du denkst schändlich genug, um zur Verfolgung noch Verläumdung hinzuzuthun. — Deine niederträchtige Liebe, die nur Bosheit war —«

»Und doch sollen Sie mich gewiß noch lieben,« fiel ihr der faselhafte Rambold greis-lachend ins Wort; gewohnt, bey einer Ge-leren die ihm in den Kopf kam, alle ernst-hafte Gedanken zu vergessen.

»Wie?« rief Mariane höchstergürtnt: »Nimmermehr! —«

»Aber doch gewiß, liebstes Marianchen!« neckte Rambold weiter.

Mariane erblasste vor Zorn über diese unglaubliche Unverschämtheit, und wiederholte: »Nimmermehr! Niederträchtiger!«

»Ja gewiß!« erwiderte Rambold, der seine Gedenkmünze in eine ernsthafte verwandeln wollte, und unbeschreiblich einfältig aussah, — »zwar nicht als Liebhaber, aber doch als Bruder. — Ich bin Ihr Sohn —« rief er und warf sich zu Gebaldus Füßen. — »Ich fühle die größte Reue, daß ich Ihnen nicht geschrieben und mich Ihnen hier nicht eher zu erkennen gegeben habe — Ich wollte aber mein Glück erst festsetzen, ehe ich meinen im Kriege angenommenen Namen *) verliesse. — Ich bin weit herumgeirrt — Ich habe, nachdem Sie von Hause vertrieben worden, nie Nachricht von Ihnen gehabt — Erst ganz kürzlich habe ich erfahren, wer Sie waren — Da war ich gleich außerordentlich unruhig — Ich wollte — Ich wußte nicht recht« — Hier stammelte er noch einige fahle Entschuldigungen, an denen es schlechten Leuten nie fehlt.

Alle erstaunten. Gebaldus faßte sich nach einigen Augenblicken, und sagte: »Mein Sohn!

*) Man s. den ersten Theil S. 39.

»Sohn! Du kanntest mich also doch? Edler
 »wäre es gewesen, wenn du mich nicht ver-
 »schmähet hättest, als ich noch in elenden
 »Umständen war! Aber ich vergebe dir.« Er
 hob ihn auf, und umarmte ihn.

Auch der junge Säugling umarmte ihn.
 Mariane that ein gleiches, aber nicht mit
 der Fülle des Herzens, womit sie sonst einen
 Bruder würde umarmet haben.

Nambold hingegen war guter Dinge, als
 ob alles so recht wäre, und da der Herr von
 Habermwald endlich auch aus seinem Schlaf-
 zimmer hervorkam, erzählte er ihm lachend,
 daß er seinen Vater und seine Schwester ge-
 funden habe, und stellte ihm dieselben vor.

Petzter Abschnitt.

Die Quaterne wurde bezahlt, und Säug-
 ling kurz darauf mit Marianen verbunden.
 Die ersten Honigmonate verflossen in allen
 Entzückungen einer zärtlichen Liebe. Säug-
 ling machte sich den schönsten Plan zu einem
 arkadischen Schäferleben, voll Zärtlichkeit,
 Unschuld, Liebe, und besonders voll lieblicher

Seb. II. III.

III

Gedichte; doch ging es in der folgenden Zeit nicht ganz nach diesem schön ausgedachten Plane. Mariane hatte, während ihres einsamen Winteraufenthaltes in dem Hause im Walde, und sonst, Gelegenheit genug gehabt zu erfahren, wie eitel poetische Phantasieen sind wenn sie ins gemeine Leben gebracht werden. Ihr kleiner Hang zu romantischen Gesinnungen, und ihre von Jugend an so gern gehegten Aufwallungen der Einbildung, verschwanden, da sie in die wichtigen Verhältnisse des wirklichen Lebens trat. Ihre süßen empfindsamen Phantasieen machten wirklicher Liebe Platz; unbestimmte Aussichten auf überschwengliche himmlische Seligkeiten wurden durch gemäßigtes, aber wahres Wohlbefinden ersetzt. Gespräche vom Wohlthun gingen nun in wohlthätige Geschäfte über. Sie weihte sich ganz ihren Pflichten, ward eine Landwirthin, versorgte ihr Haus, und erzog ihre Kinder. Sie verschmähte auch nicht die kleinen Unannehmlichkeiten die das häusliche Leben mit sich führt; denn ihrem edlen Geiste ward dadurch von seiner feinen Empfindung nichts entzogen, die vielmehr dadurch mehr

Kräfte gewann. Mariane ward nunmehr inne wie weit sentimentales Gefühl, im wirklichen Leben thätig angewendet, das leichte Geschwätz davon überwieget. Sie merkte bald, daß Hausfrau und Mutter zu seyn, Wohlwollen mit sich führt, das keine jugendliche Phantasie erreichen kann, so weit sie auch zu fliegen scheint,

Säugling, immer gewohnt dem Frauenzimmer zu folgen, modelte sich unvermerkt nach Marianen. Er erinnerte sich, daß er, ein Mann, nicht mehr ein Jüngling sey. Er entsagte, freylich nach einigen kleinen Kämpfen, erst seiner allzu genauen Aufmerksamkeit auf den Kleiderpuß, dann seinen zierlichen Gesinnungen, und endlich selbst seinen Gedichten. Nicht nur hatte er sogar an seinen empfindsamen Roman nicht weiter gedacht; sondern ist auch allmählich ein völliger Landwirth geworden. Er steht mit dem Morgen auf, theilet seinen Leuten ihr Tageswerk aus, reitet in aller Witterung zu ihnen aufs Feld, und hat sich durch unablässige Thätigkeit eine solche praktische Kenntniß des

M 2

Ackerbaues erworben, daß er auf seines Vaters Gütern die wichtigsten Verbesserungen zu Stande bringt. Indes, da sich lange angewöhnte Unarten selten ganz ausrotten lassen, und weil Einmal geschrieben stehet:

Qui a bu, boira!

Qui a écrit, écrira!

so ist er doch unter der Hand wieder ein Schriftsteller geworden: denn es wird nächstens von ihm eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln gedruckt werden, welche er nach einer ihm eignen Methode zu vervielfältigen weiß, und womit er, in den theuren Jahren, die armen Heuerleute seiner Gegend aus eignem Vorrathe beynahe ganz erhalten hat.

Als der Frau von Hohenauf die vorhabende Verbindung zwischen ihrem Neffen und Marianen gemeldet ward, antwortete sie in kaltem Tone: »Sie wisse längst, daß ihr Bruder beständig nur niedrig denke, und ihre Bemühungen die Familie aus dem Staube zu heben nie gehörig geschätzt habe.« Da kurz darauf ihr Gemahl starb,

vermählte sie sich abermals, mit einem wohl-
gewachsenen unmittelbaren Reichsritter, dessen
alter stiftsfähiger Adel allein schon aus den
Akten eines weitläufigen über hundert Jahre
bey dem Reichskammergerichte schwebenden
Konkursprozesses zu beweisen stand. Um die
Güter ihres Gemahls, wo möglich, von
Schulden zu befreien, ging sie mit demselben
nach Weßlar, mit Empfehlungsschreiben an
den hernach durch die Reichskammergerichts-
visitation berühmt gewordenen Juden Na-
thán. Da ihr aber zu Weßlar, wo man
auf das Recht des H. Röm. Reichs und auf
das Recht alter Ahnen zu halten weiß, in
den Assembléen einige Kränkungen begegneten,
und ihr Mann — nachdem er sich, in An-
sehung seines alten Adels und seiner zärtli-
chen Liebe gegen die schöne Wittve, in den
Ehepакten völlige Gewalt über ihr Vermö-
gen hatte verschreiben lassen — mit einer
durchreisenden Tänzerinn nach Paris ging;
so kehrte sie unverrichteter Sachen nach ihres
Gemahls Herrschaft zurück. Sie bringt da-
selbst, weil ihre altadelichen Nachbarn, aus
Etikette, mit ihr nicht umgehen mögen, ein-

sam und unmuthig ihre Tage damit zu, daß sie alle Sonntage und Festtage die Kirche besucht, um für den Kaiser und für die gnädige Gutsherrschaft bitten zu hören, und daß sie in der einen Hälfte der Werkeltage ihre Kammermädchen ausschilt, und in der andern mit einem armen Fräulein von guter Familie Pikett spielt.

Die Gräfinn von **, nachdem sie die wahren Umstände von Marianens Entführung erfahren hatte, ließ derselben Charakter die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren, und ward wieder ihre wahre Freundin. Beide haben sich einigemal persönlich gesehen, und unterhalten einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Doktor Stauzius fiel um diese Zeit, nach dem Tode des Präsidenten, wegen einiger allzuscharfen Gesetzsprechtungen, in die Ungnade des Fürsten. Man setzte ihm daher, ohne sein Verlangen, einen Adjunkt, einen schönen Geist, welcher, nach damals neuester Art, in morgenländischen Bildern und in ab-

gebrochenen Kraftsprachen, bloß für das Gefühl predigte. Dieser Vicegeneralsuperintendent bediente sich auch in seinen Predigten vieler Prosopopöien, Fragen, und Ausrufungen, aber alles in einer so melodiereichen Aussprache, daß der Fürst, welcher zuweilen schnell aufgefahren war wenn Stauzius die Ewigkeit der höllischen Strafen herausbrüllte, nun bey höchstem Wohlseyn in seiner Loge auf seinem Polsterstuhle unter der Predigt sanft ruhen konnte. Der Neuling kam daher in so große Gnade, daß Stauzius, als er sich über einige von dessen Anordnungen beschweren wollte, aus Höchsteigener Bewegung, gänzlich pro Emerito erklärt ward. Dies ging ihm sehr nahe, zumal da er, außer dem öffentlichen Verluste seines Ansehens, zu Hause, seiner Unvorsichtigkeit halber, von seiner Frau täglich die bittersten Vorwürfe hören mußte. Diese Unglücksfälle machten, daß er des Lebens satt, und dadurch vielleicht auch gegen seine Feinde versöhnlicher wurde. Denn da er von Hieronymus die Glücksveränderung des Gebaldus vernahm, ließ er deshalb an ihn ein höfliches Gratula-

tionschreiben gelangen, welches aber unbeantwortet blieb.

Hieronymus nahm wahren Antheil an der glücklichen Lage seines Freundes Gebaldus, und an Marianens Verbindung. Er besuchte sie persönlich, und brachte zugleich seinem alten Freunde nebst dem ebengedachten Gratulationschreiben des D. Stauzius, auch den bisher treulich verwahrten Kommentar über die Apokalypse mit.

Nothanker der Sohn, alias Rambold, veruneinigte sich bald mit dem Hrn von Haberwald wegen einer Spielschuld, und verlor also alle Hoffnung, sich dem alten Pfarrer desselben adjungirt zu sehen. Daher ist er auf andere Rathschläge zu seiner Versorgung gefallen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, Professor der praktischen Philosophie oder der schönen Wissenschaften auf irgend einer Universität, oder allenfalls an einem akademischen Gymnasium, zu werden, weil er sich einbildet in diesen Wissenschaften wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Wenn er

eine solche Stelle eher erhält, als der Fähr-
 rich den gesuchten Abschied bekümmert, so
 könnte er auch wohl etwa noch die Jungfer
 Anastasia heurathen, bey welcher er seit eini-
 ger Zeit, wie es scheint nicht ohne Absicht,
 fleißig aus- und eingehet. Indeß lebt er bey
 seinem Vater, und läßt sich seit einigen Jah-
 ren gefallen, dessen Kommentar über die Apo-
 kalypse ins Reine zu schreiben, so wie er
 fertig wird. Dabey ist er in Nebenstunden
 beflissen, Abhandlungen und Recensionen in
 verschiedene Journale und Zeitungen einzu-
 senden. Wenn man irgendwo schielende und
 ungereimte Urtheile liest, über Dinge wo-
 von, wie offenbar zu sehen ist, der Verfasser
 nichts verstanden hat; wenn dabey verdiente
 Männer mit naseweisem Geschnatter, fein
 superklug, über die ersten Gründe der Kunst
 oder Wissenschaft, worin sie vorzüglich groß
 sind, belehrt werden; wenn unbescheidner
 Eigendünkel für deutsche Freymüthigkeit, un-
 gehobelter Gernwitz für Laune, und plumpe
 Ecentricität für hohes Genie verkauft wird;
 wenn verstandloses von = vorniges Gewäsch
 über jede Wahrheit entscheiden, und ver-

verwirrtes Träumen einer angebrannten Einbildungskraft der höchste Schwung der Dichterey seyn soll; wenn besonders dabey pompose und sinnleere Waidsprüche und Glossen gebraucht werden, worauf sich diejenigen etwas einzubilden pflegen die sich auf weiter nichts etwas einbilden können: so wird man, wenn sonst nicht etwa sicher bekannt ist welcher andere Geck die Feder geführt hat, nicht unwahrscheinlich schließen können daß der Rambold dahintersteckt.

Gebaldus hat sich in der Nachbarschaft seines Schwiegersohns ein kleines Gut gekauft, wo er, vergnügt und geehrt, in ruhigem und glücklichem Alter lebt. Er theilt seine Zeit unter die Besorgung seiner Angelegenheiten, unter die Gesellschaft seiner Kinder und weniger Freunde, unter wohlthätige Unterstützung seiner bedürftigen Nachbarn, und unter fleißiges Studiren, das er nun, völlig seiner Neigung gemäß, treiben kann.

Verschiedene denkende Männer unter seinen Freunden, welche, ohne selbst sehr kon-

sequent zu seyn, nicht leiden mögen daß andere Leute inkonsequent sind, haben sich viele Mühe gegeben, ihn sowohl von der Crusiuschen Philosophie (welcher, ihrer Meinung nach, kein Mensch mehr beygethan seyn sollte), als auch von seinem Irrglauben an die Apokalypse zu bekehren. Da aber niemand sein System zu ändern pflegt wenn er über funfzig Jahre alt ist, so sind diese Dispute so unglücklich ausgeschlagen, daß Gebaldus anstatt bekehrt zu werden, in seinen Meinungen vielmehr bestärkt worden ist.

Verschiedene dieser seiner Freunde haben ihm beweisen wollen, daß von einigen Wahrheiten die er für ungezweifelt hält, sogar nach den Sätzen der Crusiuschen Philosophie gerade das Gegentheil folgen würde. Sie sind aber ganz an ihm irre geworden, da er auf eine eigne ihm geläufige Weise, alles aus der Crusiuschen Philosophie bewiesen hat, was sie meinten nur aus der Wolfischen, oder Federischen, oder wer weiß aus welcher noch neueren folglich zehn Jahre

lang noch wahren, Philosophie folgen zu können.

Einige haben daher den alten Mann, obgleich mit einigem Kopfschütteln, seyn lassen wie er ist. Andere hingegen, weise systematische Männer, haben ihn dadurch völlig in die Enge zu treiben vermeint, daß sie ihm demonstirten, sein eigner Charakter (in welchem ohnedies, wenn man die in dem Gedichte Wilhelmine befindlichen Nachrichten für historisch richtig annehme, vieles bedenklich seyn müsse) könne gar nicht zusammenhangen, wenn er bey seinen herrlichen theologischen Einsichten, zugleich an ein so ungereimtes Ding wie die Apokalypse sey, ferner glauben wolle. Aber hierbey ist der gute Gebaldus, wider Vermuthen, ungeduldig geworden: welches diese tiefen Kenner der menschlichen Natur wiederum mit seinem sonst so sanften Charakter nicht zusammenzureimen wußten.

Es haben vielleicht dabey nur nicht gleich an eine sehr gemeine Bemerkung ge-

dacht, welche durch das Beispiel des seligen Don Quixote, und durch das Beispiel verschiedener noch lebender deutscher Genies bestärkt wird, nemlich: daß ein Mensch sehr wohl in allen Dingen so denken und handeln könne daß ihn die ganze übrige Welt für verständig gelten läßt, dabey aber in Einem Einzigem so, daß man ihn für einen Thoren halten möchte.

Sie hätten sich auch wohl erinnern können, daß der beste und bescheidenste Mensch ein Ding, worüber er seine Geisteskräfte einmal bis zu einer gewissen Anspannung angestrengt hat, sich nicht so leicht werde nehmen lassen; daß daher ein Gelehrter ein Buch, besonders ein biblisches Buch, worüber er eine ihm wichtig scheinende Hypothese erfunden hat, niemals ganz werde sagen lassen wollen.

Sie mögen übrigens deshalb unbesorgt seyn, daß des Gebaldus vermeintliche abergläubische Achtung gegen das was sie für Tugden halten, seinen andern guten Eigen-

schaften und guten Meinungen Schaden werde. Der Mann, der seine Menschenliebe und seine Toleranz durch die bildliche Vorstellung des neuen Jerusalems noch fester begründet, zumal wenn er ein scharfsinniger Kopf ist, wird seine Theorie von Eingebung und Prophezeiung auch schon so zu modeln wissen, daß seinen menschenfreundlichen Gesinnungen dadurch kein Eintrag geschieht. Und warum sollte dies, an sich, schwerer seyn, als solche Theorien so zu formen daß sie zu herrschsüchtigen und verdamnenden Absichten gemißbraucht werden können?

Wirklich beschäftigt sich Gebaldus seit einiger Zeit mehr als jemals mit der Apokalypse, und hat seinen Kommentar darüber beynahe völlig geendigt. Er hat auch schon seinem Freunde Hieronymus den Verlag desselben angetragen, welchen dieser aber, mit aller Schonung gegen einen Autor der zugleich ein Freund ist, zu verbitten geußt hat. Hieronymus mag freylich wohl einsehen, was Gebaldus noch nicht glauben will, daß, seitdem Oder und nach ihm Semler die

Ächtheit dieses Buchs verdächtig gemacht haben, niemand mehr etwas über die Apokalypse lesen mag: sogar nicht einmal in Schwaben, wo jetzt, statt der vorherigen allgemeinen Beschäftigung mit diesem sonst für das Buch der Bücher geachteten Buche, durch eine für die theologischen Wissenschaften glückliche Veränderung, so weit man Neckarwein trinkt, das Variantensammeln und Arabisch exponiren *) eingetreten ist.

Diese abschlägige Antwort seines Freundes hat Herrn Gebaldus Nothanker auf die Gedanken gebracht, seine Erklärung und Auslegung über die Offenbarung Johannes, die Frucht einer Arbeit von mehr als dreißig Jahren, nach dem Bey-

*) Das war damals der Fall. Auf das Arabisch exponiren, ist zu unsern Zeiten im schwäbischen und unschwäbischen Deutschlande bekanntlich das Exponiren der kritischen Philosophie nebst dem Sehen des absoluten Ichs eingetreten, worauf sicherlich einmal etwas anders folgen wird.

Anmerk. der vierten Auflage.

spiele anderer großen Gelehrten, auf Subscription drucken zu lassen.

Es wird daher hierdurch bekannt gemacht, daß sie drey starke Bände in groß Quart betragen wird, und auf feines weißes Druckpapier abgedruckt werden soll. Sobald sich eine hinlängliche Anzahl Subscribenten meldet, allenfalls auch nur zu einer kleinen Auflage von etwa zweytausend Exemplaren, wird der Druck sogleich angefangen werden, und vier Monate nachher die Ablieferung des ersten Theils geschehen.

E n d e.

Zuver-

Zuverlässige Nachricht
von einigen
nahen Verwandten
des
Herrn Magisters
Sebaldus Nothanker.

Aus ungedruckten Familiennach-
richten gezogen.

Die erste Abtheilung des Buches

enthält die Geschichte der

einigen der wichtigsten

Veränderungen

der

ersten Abtheilung

des Buches

von

der

ersten Abtheilung

des Buches

von

der

ersten Abtheilung

des Buches

von

der

ersten Abtheilung

des Buches

von

der

ersten Abtheilung

des Buches

von

der

ersten Abtheilung

des Buches

Unsers Gebaldus Vater war ein ehrllicher
Handwerksmann in einem kleinen Städtchen
in Thüringen, der durch Fleiß und Sparsame-
keit sich ein Vermögen von einigen hundert
Thalern erworben hatte, und ein solches An-
sehen in seiner Vaterstadt erhielt, daß er zum
Rathmanne und zum Vorsteher des Gottes-
hausens erwählt ward. Indes brachten diese
Ehrenstellen, die verschiedene von seinen Vor-
gängern bereichert hatten, ihm gar keinen
Nutzen. Denn er war ein so schlechter Wirth,
daß er nicht allein für seine Arbeit auf dem
Rathhause und bey der Kirche keine Ein-
künfte annehmen wollte; sondern auch zum
gemeinen Besten verschiedenes aufwendete,

wozu er gar nicht hätte können gezwungen werden. Es kann also der ökonomische Leser leicht ermessen, daß des ehrlichen Mannes Vermögen sich habe verringern müssen, da er bey seinen Ämtern keine Einnahme und nicht wenig Ausgaben hatte. Den Überrest zehrte die Vormundschaft über verschiedene arme Waisen auf, die er freiwillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, um begraben werden zu können.

Er war Vater von drey Söhnen: Erasmus, Gebaldus, und Elardus; welche seine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mutterleibe dem geistlichen Stande widmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehn Zoll hoch, breitschulterig, wohlgewachsen, und weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an liebte er seine eigene Person, und hatte von seinen Talenten eine hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren brachte ihm sein schlanker Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsne Leute liebte. Darauf ward er Prediger in einer Stadt,

wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedächtiger Gang, und seine vernehmliche Stimme, unter seinen Kirchkindern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Wittve von einundzwanzig Jahren, sein Veichtkind, so zu gewinnen daß sie ihn heurathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand beynbehielt, des Ansehens wegen das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu mancherley Dingen an, wo durch von ihm geredet werden konnte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen auspußen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsschriften gegen baare Bezahlung an, schenkte Geld zum Baue der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen theilte er Geld und Brot unter die Armen aus, welche sich schaarweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zur

Schau tragen wollte, pflegte er freiwillig alle sechs oder acht Wochen eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einfinden mußten, und nicht unterließen, nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer derselben, sich in seine fernere Gunst einzuschmeicheln.

Glardus, ein mageres blasses Mönchen, vier Fuß und zwey Zoll hoch war, als das jüngste Kind, das geliebte Söhnchen seiner Mutter, die ihn von seiner ersten Jugend an, täglich wohl mit Speisen stopfte, und mit dem Lernen nicht sehr angreifen ließ. Indeß glaubte er doch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre genug gelehrt zu haben, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein äußerster Wunsch war. Dies wollte ihm aber, so viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise gelingen; daher er dreyßig Jahre alt ward, ehe er recht wußte was er einmal in der Welt vorstellen sollte. Zwar bekam er einst, durch Empfehlung seines ältern Bruders, den Antrag, Rechnungsführer bey einer Stuterey und Hundezucht zu werden, welche ein be-

nachbarter Fürst zum Besten seiner Parforcejagd angelegt hatte, ein Amt wozu nur Rechnen und Schreiben erfordert ward, und das doch an achthundert Gulden eintrug. Clarus aber, der die Würde des gelehrten Standes gehörig zu schätzen wußte, wies ein solches Unerbieten mit Verachtung von sich. Indeß ließ er sich, nach nochmaligem zweijährigem Harren, bereden, die Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule anzunehmen, die ebender selbe Fürst, um des ungestümen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wispel Roggen, etwas Flachs und andere Naturalien, nebst freyer Wohnung, ausgesetzt; welche letztere aber vor der Hand, wegen Vorfälligkeit, nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschätzt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Lehrern der Jugend in seiner Residenz nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde forderten. Die Geheimenräthe des Fürsten hielten dies für sehr billig; theils, weil es

ungleich leichter seyn müsse vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wöchentlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben könne, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehrliche Clarus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erforderlich ist. Im Hebräischen war er bey'm kleinen Danz stehen geblieben, im Griechischen konnte er zwar ziemlich ohne Anstoß das neue Testament und die goldenen Sprüche des Pythagoras exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar Lateinisch ganz gut verstand um es zu lesen, so wollte es doch mit der Lateinischen Schreibart nicht recht fort, und Verse konnte er in dieser Sprache gar nicht machen. Es ist wahr, er besaß einen ziemlich guten natürlichen Verstand, hatte ferner seine Muttersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches er auch seine Schüler lehrte, und sich dabey alle Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sittenlehre und andern Sachen,

wovon er glaubte daß sie in der Welt zu brauchen seyn möchten, einige Begriffe beizubringen. Weil aber die Einwohner der Residenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Lateinischen Schule, nun auch zu recht gelehrten Leuten erzogen wissen wollten: so hatten sie zu des Elardus Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schickten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor, einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alterthümer lehrte, und außer den gewöhnlichen gelehrten Sprachen noch Syrisch, Arabisch und Samaritanisch verstand. Der gute Elardus mußte sich also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniren, im Rechnen u. s. w. geben. Daneben, weil er nie seinen sehnlichen Wunsch vergaß sich einst aus dem Schulstaube zu dem Predigerstande zu erheben, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und bestieg fast alle Sonntage die Kanzel, bald für diesen bald für jenen Prediger. Allein er war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Mane

gel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studiert, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten bloß moralisch: daher fanden sie keinen Beifall, und er hatte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist die leeren Chöre und Kirchstühle vor sich. So brachte der gute Erardus sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechsunddrenzigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriacus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles wußte Cyriacus, und was er nicht wußte, dünkete er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er so oft was Andere gedacht hatten, daß er meinte er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und alles was er las gefiel ihm, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselsweise, hoch wie Klopstock, sanft wie Jacobi, fromm wie Lavater, pomphast wie Clodius, tiefdunkel wie Herder, popular wie Sturm. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war

er gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Duden des Ruben, einen Band Anaacreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabet historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt hat Cyriacus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also sich nicht auf Brotwissenschaften legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen die feinen Namen verewigen sollten, sein Vermögen sehr verringert, und nach dessen Tode sein Sohn Cyriacus den Rest davon aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften auf der Universität verschwendet hatte; so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von mehreren Jahren seines Lebens die zuverlässigen Nachrichten fehlen. So viel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet bey einem jovialischen Abte in einem Kloster in Franken gewesen, daß er hernach Lehrer der Philosophie bey einem Kreistegimente geworden, dessen Offiziere, weil sie sonst nichts zu thun hatten,

Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt bey einer Kleinen gelehrten Republik auf einer sichern Deutschen Universität, welche in Ermanglung eines Eichenhains, ihre Landtage in einem Kaffeegarten vor dem Thore hielt, als Nasenrumpfer gestanden hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlasset durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebal-
dus Nothanker, aus seinen Papieren
gezogen *). Leipzig in der Weigand-
schen Buchhandlung 1774. 8.

*) In Meusels Gelehrtem Deutschlande wird be-
richtet, der Verfasser dieser Predigten sey Herr
Professor Seybold, ehemals in Buchsweiler,
jetzt in Tübingen. Es ist aber nicht zu vermu-
then, daß diese Nachricht gegründet ist. Denn,
theils würde der Herr Professor vermuthlich
besser geschrieben haben, theils sind die folgen-
den Muthmaßungen von dem wahren Verfas-
ser der Predigten viel glaubwürdiger, da sie
aus den Nothankerischen Familiennachrichten
herstammen. Anmerk. d. vierten Auflage.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Hrn Magisters Sebaldu Nothanker sollte gezogen haben, da dieser im Jahre 1774 noch bey gutem Wohlsfeyn lebte, seine sämmtlichen Papiere besaß, und nie geneigt gewesen ist, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Wären indeß diese Predigten nur dem Charakter des Hrn Magisters Sebaldu Nothanker gemäß geschrieben, so würde man sein Urtheil noch zurückhalten, und dahingestellt seyn lassen ob etwa die Handschrift derselben auf eine unbekannte Art dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; allein, wer den Hrn Magister Sebaldu etwas genauer und persönlich gekannt hat, wird sich bald überzeugen, daß jene Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur Seite L der Vorrede die Anmerkungen liest, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben; so sieht man gleich, daß darin ein unerträglicher Egoismus herrschet, der dem von allem Eigendünkel entfernten Charakter des Sebaldu ganz zuwider ist.

3. B. »Ich danke meinem Gott alle
»Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt
»hat, in welchem ich zur Erleuchtung
»des Landmannes so viel beitragen
»kann.«

So hätte Gebaldus nie von sich geredet,
der in aller Einfalt seine Pflicht that, und
Gutes stiftete so viel er konnte, ohne zu glau-
ben daß er so viel thäte, ohne feyerlich aus-
zurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich
nicht bin wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung C. LII be-
schaffen:

»Ich gebe meine Predigten nicht für
»Muster aus, wornach meine Kollegen sich
»bilden sollten. Wenn sie nur daraus ab-
»sehen, was ungefähr sie vortragen u. s.
»w., u. s. w.«

O! wie hätte der bescheidene Gebaldus,
der, wenn er predigte, und seine Kirchkinder
tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur
ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan
zu haben glaubte — sich auch nur die Idee
in den Sinn kommen lassen, er könne jemand
ein Muster werden, oder es könnten andere
von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebalduß, noch irgend sonst ein Prediger der die Gesinnungen der Landleute kennen, gemacht haben kann. Sebalduß wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hülfsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachlässigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu der Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß sie nicht wohl vom Sebalduß gewesen seyn können; sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Papiere eigentlich herschreiben mögen.

Es heißt S. XLV der Vorrede: »Vor einiger Zeit kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst andern Waaren, verschiedene Paar schwarze seidne Strümpfe, Halskrausen, u. s. w. fast alles in beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkaufe anbot. »Aber, mein guter

»Mann, sprach ich, wie kommt Er denn zu
 »Christlichen Halskräusen?« »In
 »einem Dorfe, nicht weit von hier,« ant-
 »wortete er, »hat sie mir ein Bauer verkauft,
 »der sie vor einigen Jahren, nebst dem übrigen,
 »an der Landstraße gefunden zu haben
 »vorgab.« Kurz vorher hatte ich Noth-
 »anfers Geschichte gelesen. Gleich fiel
 »mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht von
 »dem geplünderten Postwagen seyn möchten.«

Ist diese Erzählung richtig, so hätte auf
 den Titel gesetzt werden sollen: Aus dem
 Makulatur eines Dessauischen Ju-
 den abgedruckt, nicht aber: Aus Gebal-
 dus Papieren gezogen, denn dies letz-
 tere Vorgeben ist durch nichts erwiesen. Der
 Herausgeber hat bey seiner Muthmaßung,
 die er bloß auf seine Erzählung bauet, in
 der That sehr wenig historische Kritik
 gezeigt, wocin wir Deutsche doch sonst so
 stark sind. Hätte er nur mehr auf die Chro-
 nologie, welche die Fäden der Geschichte
 ist, geachtet! Ist es wohl wahrscheinlich, daß
 Kleidungsstücke welche 1763 auf einem Post-
 wagen verloren gegangen sind, noch 1773 un-
 verkauft, mit dem Papiere, worin sie an-
 fäng-

fänglich gewickelt gewesen, in den Händen eines Juden seyn sollten? Und warum that denn der unbekannte Herr an den Juden die unnöthige Frage: »wie er zu Christlichen Halskrausen komme?« Es ist ja bekannt daß die Juden abgetragene Christliche Kleider mit eben so wenig Bedenken in ihre Läden aufnehmen, als die Christen manche abgetragene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben! Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wären auch alle die Eochen, die der Jude zum Verkaufe anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden; so können sie doch sicherlich nicht unserm Gebaldus gehört haben. Wie wäre er, der zeitlebens in einer ländlichen Einfalt gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wozu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Halskrausen *) mit sich

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Halskrausen bloß Halsstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Hals-
 Seb. N. III.

geführt? Und da er bey seiner Abreise, wie C. 191 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ist es wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten weiß, daß Cyriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuscripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Elardus, geerbt hat; wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriakus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämtliche Kleidung, Bücher und Papiere zu einem Trödler getragen hat, der vor dem Grimmischen Thore in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächlich-

den Krausen scheint anzudeuten, daß es runde Priestertragen oder Wollentragen gewesen, die man in Sachsen Krausen nennt.

den Abzug an Dessauische Juden hat: so wird es nun vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber so zufälliger Weise in die Hände gerathenen Predigten, wenn sie gleich nicht von Gebaldus Nothanker sind, dennoch sehr wohl von Erasmus Nothanker, von Ehardus Nothanker, und von Cyriacus Nothanker herrühren können.

Diese Muthmaßung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beschaffenheit dieser Predigten betrachtet. Gleich der erste Absatz der ersten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Gebaldus Feder geflossen seyn; denn es kommt darin, ob er gleich nur eine halbe Seite lang ist, sechszehnmahl das liebe Ich vor. Man höre:

»Nichts wünsche Ich so sehr, als daß
»Ihr glücklich seyn möget. Ihr werdet es
»von Mir überzeugt seyn, Meine lieben
»Zuhörer, daß Ich dieses aufrichtig wünsche;
»denn Ihr wißt, wie Ich zu euch eile um
»euch zu trösten wenn Ihr traurig seyd, und
»wie gern Ich auch an euren Freuden An-
»theil nehme, wenn Ihr einen fröhlichen Tag

»habt. Mein Amt, und Mein Herz macht
 »Mir dieses zur Pflicht. Mein Amt, weil
 »es Mir zunächst aufgetragen ist, euch an
 »Meiner Hand durch die Bahn dieses Le-
 »bens zu führen, und euch zu einem seligen
 »Leben das euch nach diesem erwartet, zu be-
 »reiten. Aber auch Mein Herz macht es
 »Mir zur Pflicht, weil Ich euch aufs herze-
 »lichste liebe. Ein Hirt kann nicht so sehr
 »seine Schafe, ein Vater nicht so sehr seine
 »Kinder lieben, als Ich euch.«

So ein grober Egoist war der bescheidene
 Gebaldus keinesweges. Er sprach nicht so
 viel von Sich. Er liebte seine Kirchkinder;
 aber diese Liebe trug er nicht öffentlich zur
 Schau. Er stand seinem Amte vor, er that
 seine Pflicht; aber er hatte sein wichtiges
 Amt, seine theure Pflicht, nicht immer
 auf der Zunge, um seinem guten Herzen
 ein Kompliment zu machen. Hingegen der
 ruhmstüchtige Erasmus, der hauptsächlich nur
 deswegen predigte, um sich von der Kanzel
 herab in seiner Größe zu zeigen, redete be-
 ständig von Sich Selbst, von Seinem
 guten Willen gegen seine Zuhörer, von Sei-
 nem Herzen, von Seiner Liebe, von Sei-

nem Vertrauen; kurz, er predigte Sich Selbst, um Sein Selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Sebal-
 dus, oder auch nur von irgend einem andern
 Landprediger, an Bauern gehalten wäre, so
 würde darin nicht so mancherley vorkommen:
 »von Geld und Gut; von einem Geiz-
 »halse der einen Freyer abweist, wenn er
 »nicht so viel Gut und Geld hat als seine
 »Tochter; von einem unehrbaren Mädchen,
 »das man nicht heurathen sollte wenn sie
 »auch noch so viel Geld hätte.« Wenn Se-
 baldus über diese Gegenstände zu reden ge-
 habt hätte, so würde er von Vieh, Aekern,
 Wiesen und Gärten gesprochen haben;
 denn darin bestand das Vermögen seiner
 Bauern, so wie der allermeisten Bauern in
 der Welt. Daß Sebalduß Vaterland zwar
 fruchtbar, aber ohne baares Geld gewesen,
 kann der Leser schon aus der Art schließen,
 wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhan-
 del treiben mußte.

Eben so heißt es, S. 4: »Ich will euch
 »jezt nichts davon sagen, daß der Reiche-
 »thum öfters eurer Seele höchstschädlich
 »ist, daß er eine Versuchung ist zu allem

»Bösen, und daß unser weisester Lehrer
 »sagt, daß die Reichen nicht in das
 »Reich Gottes kommen werden. Dar-
 »an will ich euch jetzt nicht erinnern, weil
 »ich unlängst von der Schädlichkeit des
 »Reichtums ausführlich zu euch geredet
 »habe.« Dies ist ein klarer Beweis, daß Ge-
 baldus nicht der Verfasser dieser Predigt
 seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher
 verbürgen, daß er ein ungeschmacktes Postil-
 lengeschwätz von der Schädlichkeit des
 Reichtums, seinen Zuhörern nie werde
 vorgeredet haben. Er war vielmehr bestän-
 dig beflissen seinen Bauern zu predigen, daß
 sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten,
 ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten
 sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht
 daß sie wohlhabend werden, daß sie Ver-
 mögen erwerben, daß sie reich werden
 sollten. Gebaldus mußte nur allzuwohl, daß
 die niederdrückende Dürftigkeit, welche
 nothwendig Statt haben muß wenn der Bauer
 nicht wohlhabend seyn soll, eine frucht-
 barere Mutter der Barbaren und verderbter
 Sitten ist als der bürgerliche Reichtum, der
 bloß eine Folge des Fleißes seyn kann;

wer daher den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man daß Erasmus, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den sich in der That am zierlichsten reden läßt, wenn man an nichts Mangel leidet.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders als Erasmus Nothanker der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6 heißt es: »Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch »daher, daß Ihr gemeiniglich mit Euren Schwiegerältern unter Einem Dache wohnet. Es ist mir leid daß ich »es sagen muß, aber leider! ist es durch die »Erfahrung gegründet, daß nur sehr wenige Eheleute in Einigkeit leben, »wenn sie ihre Schwiegerältern bey »sich im Hause haben. Ihr würdet euch »öfters nicht zanken, wenn nicht zuweilen »eines der Schwiegerältern Öl ins Feuer

»göſſe. Die Schwiegerältern glauben,
 »man könne ſie nicht zu gut halten,
 »und ihnen nicht dankbar genug ſich
 »beweiſen. Sie ſind überzeugt, in allen
 »Stücken alles beſſer zu wiſſen als
 »die jungen Eheleute, und wollen alles
 »im Hauſe anordnen. Nichts kann
 »man ihnen recht thun. Hiezu kommt
 »noch daß das Alter ſie ohnehin mürrifch
 »und verdrießlich, und mit ſich ſelbſt
 »und der ganzen Welt unzufrieden
 »macht. Haben nun die Eheleute einen klei-
 »nen Zwiſt untereinander, ſo tritt der Schwie-
 »gervater oder die Schwiegermutter auf die
 »eine oder andere Seite, und vergrößert
 »den Streit, ſtatt daß dieſe Alten
 »ihn ſchlichten, und die ſtreitenden
 »Parteyen verſöhnen ſollten.«

Läßt es ſich wohl denken, daß der ſitt-
 ſame Gebaldus, auf eine ſo plumpe Art, alle
 Schwiegerältern die bey ihren Kindern
 wohnen, habe öffentlich von der Kanzel
 herab beſchimpfen wollen? daß er dieſes vor
 Bauern habe thun wollen, welche ihre Schwie-
 gerältern gewiß bloß, wenn ſie aus Armuth
 oder aus Alter und Schwachheit ihren eigenen

Aber nicht mehr bauen können, bey sich haben werden? Zwar wird C. 12 den Zuhörern empfohlen, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten, ihrem guten Rathe folgen, und sie pflegen sollen; aber wie werden sie das thun, wie werden sie ihre Schwiegerältern auch nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die böseartigsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgemalt hat, die zu den Hauptursachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Öl ins Feuer gießen, die einen Streit vergrößern, anstatt ihn zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphonema sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause wohnte, hernach aber mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, nachdem sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber gemacht hatte, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwende, daher er sie wohl oft mag abgekanzelt haben.

Auch von der folgenden Predigt wider die Proceßse ist derselbe höchst wahrscheinlich der Verfasser. Man findet darin C. 18

unter andern folgende sehr anstößige Stelle:
 »Der Advokat müßte ein allzuuneigen-
 »nütziger Mann seyn, wenn er euren
 »Rechtshandel nicht so lange auszu-
 »dehnen suchte als es möglich ist, um
 »recht vieles von euch einzunehmen. Es hat
 »zwar den Anschein als wenn kein Advokat
 »diese Absicht hätte; denn zuerst sucht er euch
 »gemeiniglich mit eurem Gegner zu verglei-
 »chen, oder es wird, wie man sich ausdrückt,
 »ein Termin zur Güte angestellt. Habt
 »Ihr aber jemals gehört, daß ein Ter-
 »min zur Güte einen erwünschten Er-
 »folg gehabt hätte? Der Advokat müßte
 »seinen Vorthail gar nicht verstehen,
 »wenn er nicht, statt euch mit eurem
 »Gegner zu vergleichen, in euch eine
 »größere Lust erweckte, dem Rechte seinen
 »Lauf zu lassen.« Ferner S. 22: »Der
 »größte Theil der Leute von diesem
 »Stande scheint den Eigennutz zu sei-
 »nem Gott gemacht zu haben, den er
 »allein anbetet, und dem er Ehre, Ge-
 »wissen, Redlichkeit, alles aufopfert,
 »u. s. w.«

Wie wäre es möglich, daß der sanft-

müthige Gebaldus einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen, Stand auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise habe öffentlich verunglimpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, ob jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dies sieht wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger wie Gebaldus ähnlich, als einem aufgeblasenen Rentnirer wie Erasmus, der verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln solle, und deshalb eine Menge Proceße hatte, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg haben konnte: ganz natürlich, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Elardus Nothanker, dem jüngern Brnder unsers Gebaldus, herzuführen.

Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die den Predigtlehern in Städten ganz gut gefallen mögen; nur findet man darin freylich Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57) darauf kommen, diesen vorzusagen: »Geld und Ehre machen nicht wahrhaftig glücklich?« Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllestrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den wüthigen Chriakus zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche machte, und man sieht es diesen Fragmenten nur allzusehr an, daß sie Versuche sind, und zwar Versuche eines jungen Menschen. Ein Mann, der so viel Überlegung besaß wie Sebastianus, würde seinen Bauern nicht von der Endlichkeit der Höllestrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigstens sicherlich nicht auf die Art wie hier. Er hätte gewiß bedacht: ehe er über diese Materie mit

Nutzen predigen könnte, würde er noch vorher in den groben Vorstellungen seiner Bauern von göttlichen Strafen, von den Folgen der Untugend, von dem Zusammenhange der Dinge überhaupt, von Vergebung und Besserung, sehr viel ändern und berichtigen müssen. Hierbei, fühlte er wohl, hätte er für einen gemeinen Bauererstand leicht zu subtil werden können; weshalb er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Materie seinen Bauern niernals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen vorgestellt hat, das seine Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen Plan dabey allemal das wahre Wohl des Menschen ist; — ohne sich in die transcendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung des Lebens, welche Gebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Gebaldus; welches schon daraus erhellet, daß man in diesem Fragmente nichts von

dem enthusiastischen Feuer findet, in welchem, nach S. 39 des ersten Theils seiner wahrhaften Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden: so daß, wenn sie so fahl und kalt gewesen wäre als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Baurkerl dadurch würde bewogen worden seyn Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriacus hat bloß einen Versuch machen wollen zu zeigen, wie etwa die Predigt um welcher willen sein Oheim Gebaldus abgesetzt worden, möge ausgesehen haben. Allein dieser Versuch mißlang, weil Cyriacus nicht Gebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Übrigens will man freylich den Satz: Daß Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker und Cyriacus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothankerischen Predigten sind, für weiter nichts als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wen dies zu wenig dünkt, der bedenke, daß die Resultate der tiefsinnigsten historischen Untersuchungen oft weiter nichts als bloße Muthmaßungen sind; wogegen mit unserer Muthmaßung noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr

Verfasser sey auch wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Gebaldus Nothanker, sind. ~~aus dem~~ ~~und~~ ~~aus dem~~

Man hat auch ferner aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder auf den Webestühlen einiger gelehrten Manusfakturen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angebracht worden sind, wozu der ehrliche Gebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. B. B. Gebaldus Nothankers Beicht- und Communionsbuch; Gebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Gebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Gebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannis; des Herrn D. Stauzius Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen nach der Anlage Sr Excellenz des Herrn Grafen von Nimmer, nebst einem Anhang von Fastenspeisen; Rambolds philosophisch-ästhetisches Lehrbuch; Hieronymus Tischreden, Einfälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das

Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen. Denn Herr Sebaldus Nothanker würde, was er etwa der Welt vorlegen wollte, schon selbst herausgegeben haben; von den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächte Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker, ohne die geringsten Nachrichten davon zu besitzen, aus seinem eigenen Gehirne fortzusetzen, und einen so genannten zweiten Band unter dem Druckorte Frankfurt und Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungsbude der Frau Wittwe Tramburginn, im Brödeschragen, nebst andern Zeitungsblättern öffentlich verkauft wird. Der geneigte Leser kann freylich in dem unächten zweiten Bande den wahren fernern Verlauf der Geschichte des Herrn Mag. Sebaldus Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber wem daran gelegen ist, kann
allen-

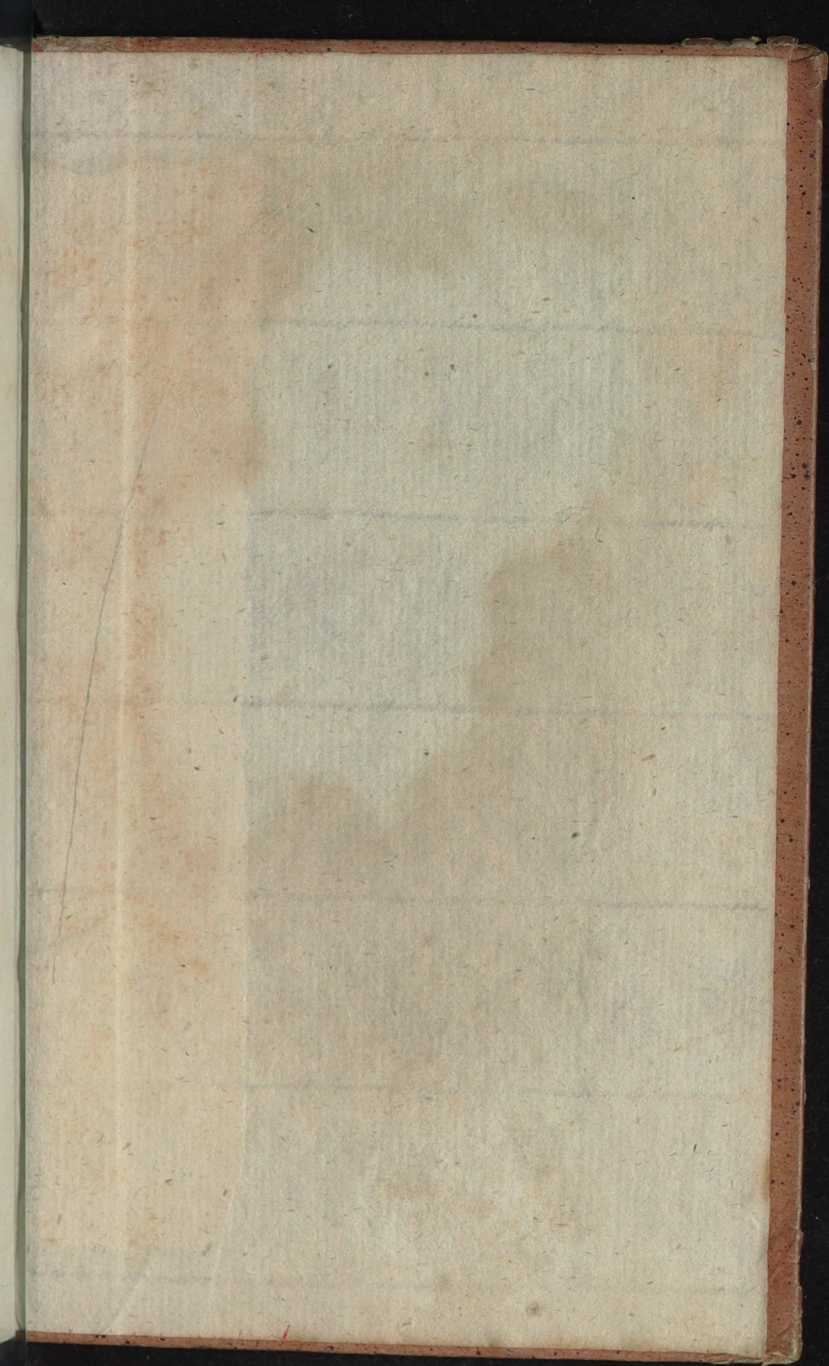
allenfalls daraus ersehen was für eine Vorstellung vom Gebaldus Nothanker, in dem Kopfe eines solchen Menschen wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

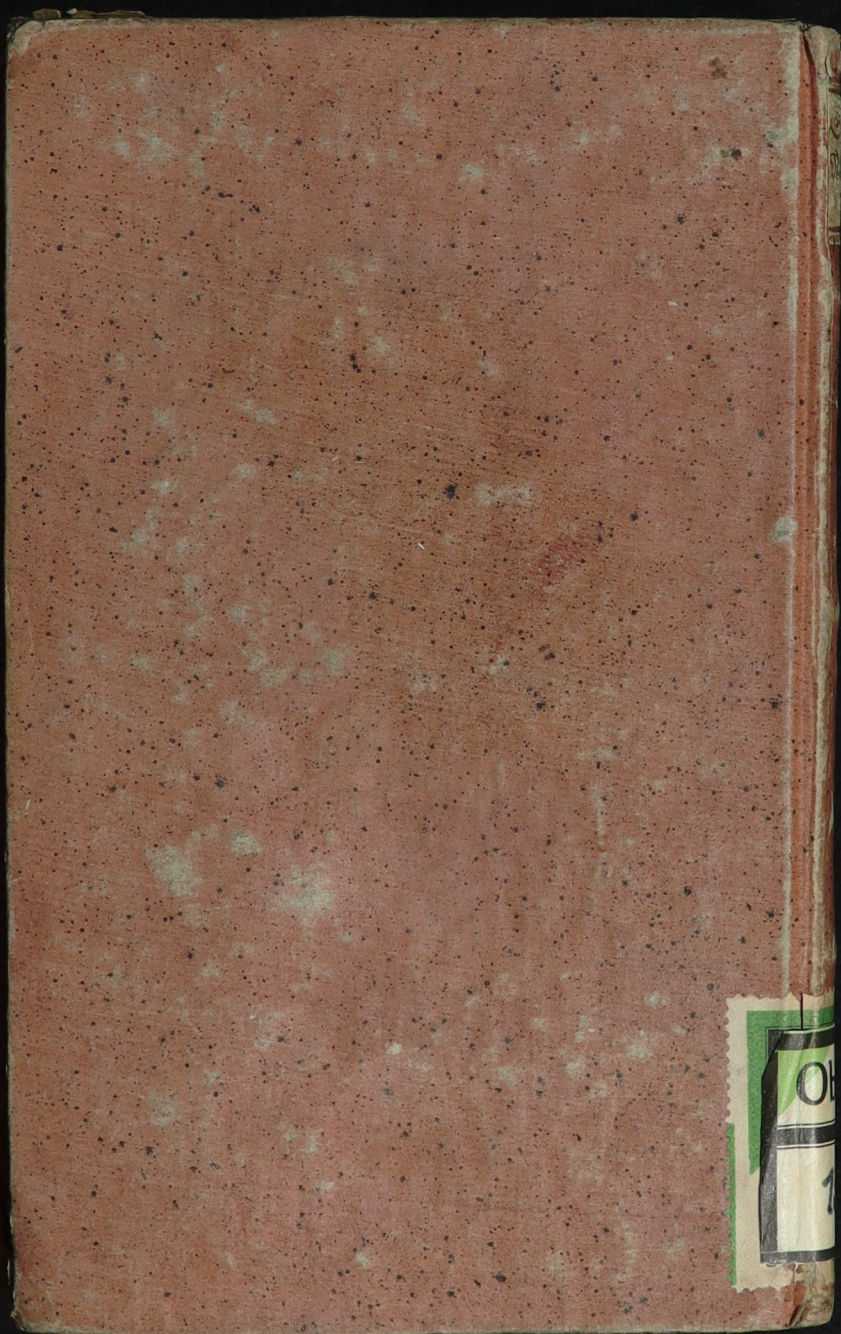
Diese unächte Fortsetzung kann auch noch einen andern Nutzen haben. In dem achten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Gebaldus wirklich meistens nur gedacht hingegen wenig gehandelt hat. Sollte es nun Leser geben welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen als Meinungen erzähle, so können sie versuchen ob sie vielleicht ihre Rechnung bey dem unächten zweyten Bande finden möchten, worin alles voll Bewegung und Handlung ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. »Wie Gebaldus, nachdem ihm die Räuber auf dem Postwagen ein Loch in den Kopf geschlagen haben, ein Glas Kirschbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertrieb. — Wie Duffelius die Frau seines Schulmeisters verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf peitscht. — Wie sich eine alte Jungfer

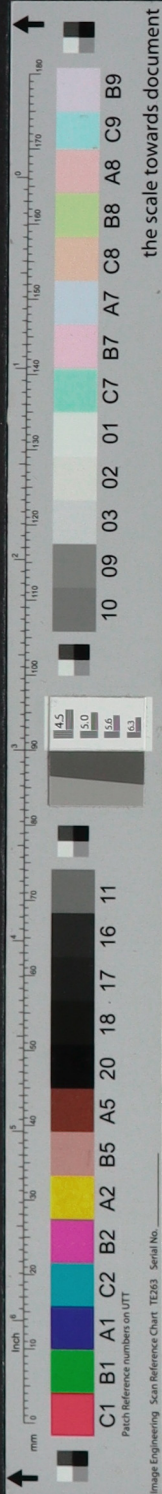
Seb. N. III.

P

»Sibylle in Gebaldus verliebt, und ihn
 »Nachts in seinem Bette besucht. — Wie
 »Säugling mit Marianen heimliche Zusam-
 »menkünfte hält, wobey die Vertraulich-
 »keit zu dem Grade steigt, sich so laut
 »zu küssen daß man es in einer ziem-
 »lichen Entfernung höret. — Wie Hie-
 »ronymus den D. Stauzius auf einem Wa-
 »gen in einen Kasten setzt, worin Schwe-
 »ne und Gänse gewesen, wobey Stauzius
 »sehr andächtig singt: So fahre fort und
 »schone dort;« — nebst nicht wenig Hoch-
 zeiten und andern possirlichen Begebenheiten:
 woraus abzunehmen ist, daß der Verfasser
 der solche schnakische Dinge hat erdenken
 können, ein pudelnärrisches Menschen-
 gesicht seyn müsse.







Erstaunen, Mariane
war, rechnete zwar
sten Säugling; weil
demselben, besonders
unruhigen Geist viel
achte er Bekanntschaft
erwald, einem benach-
ter war, so wie Ram-
Trunks, des Spiels
t, so wie jener, eben
ttenlehre; daher durch
igungen die Freund-
ward, daß der Herr
inen Augenblick ohne
önnte, und ihn ver-
ziehen. Zuweilen be-
sch seinen ehemaligen
diesem Tage war er
tten, um einen sehr
genießen. ~~Ende des~~
Famen und Rambold
Nittersige des Herrn
ekehrt war, beschäf-
Nest des Abends mit
in sein weiches Herz
macht hatte. Er ließ